

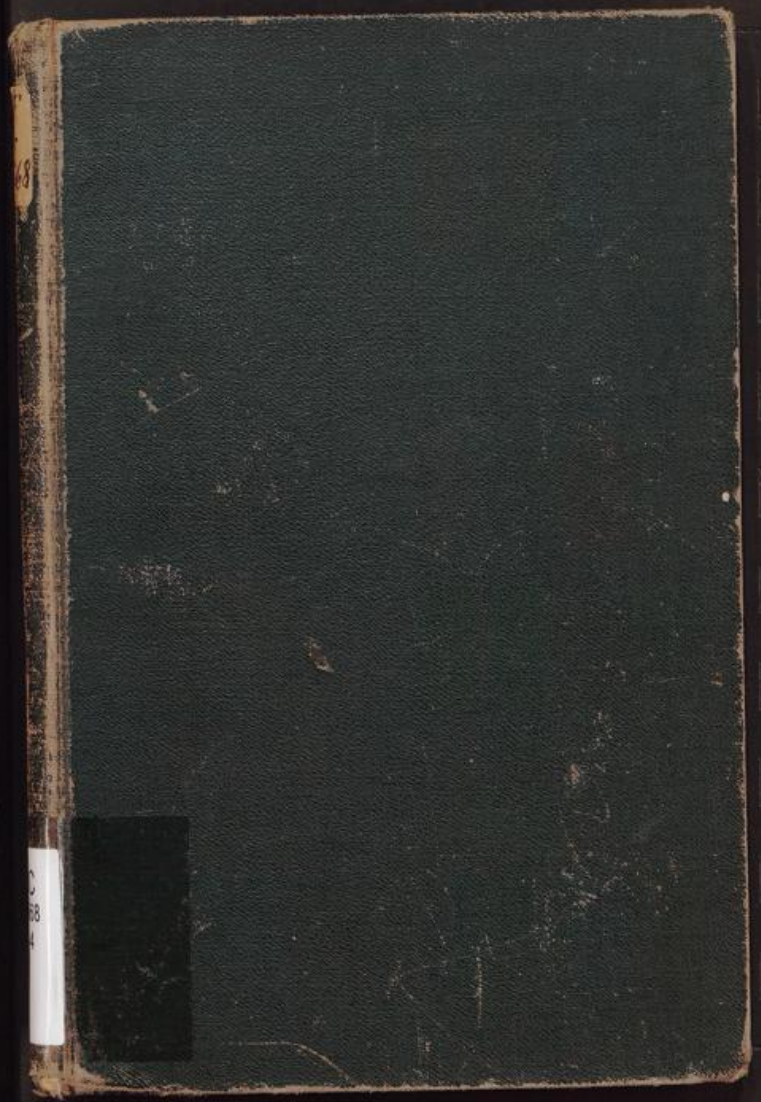


Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

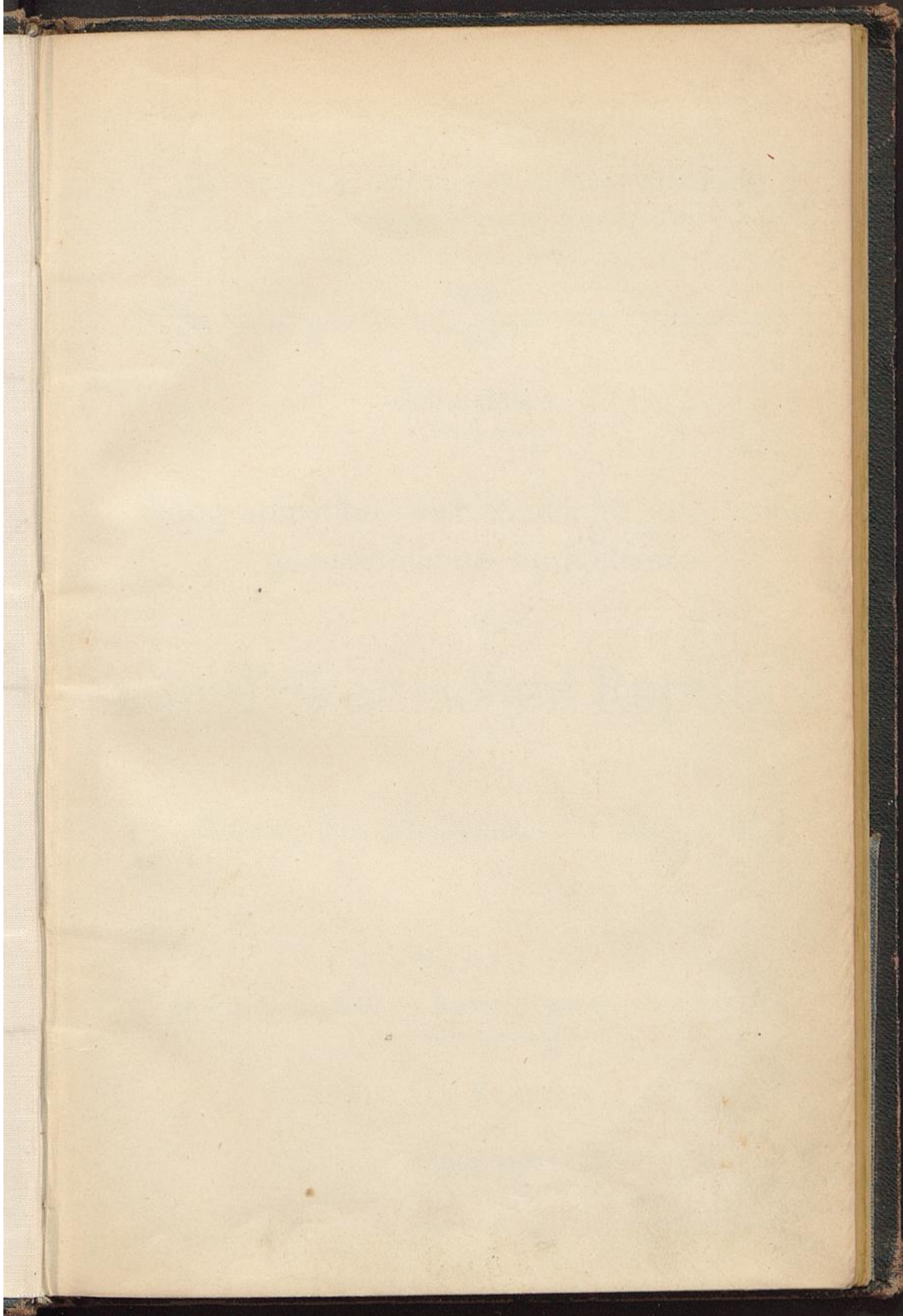
**1899/1900**

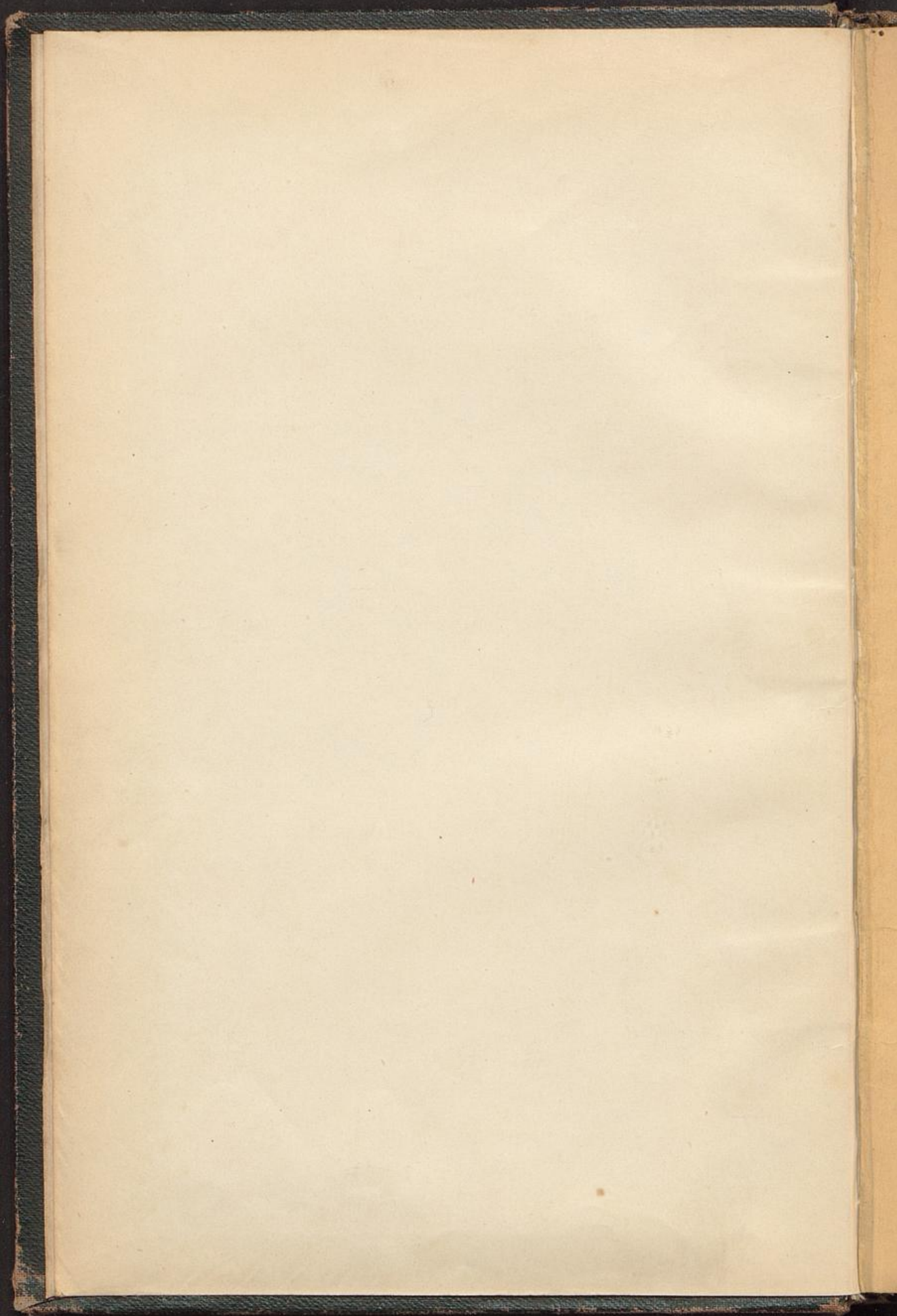


68

C  
68  
4

F<sub>c</sub>568





11

Abteilung Berlin-Charlottenburg

der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

Verhandlungen 1900/01.

Heft 1.

---

Schmeisser, ✓

Ober-Bergrat.

Geographische, wirtschaftliche und volks-  
geschichtliche Verhältnisse

der

südafrikanischen Republik,

sowie

deren Beziehungen zu England.

---

Vortrag,

gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen  
Kolonial-Gesellschaft.

---

Berlin 1900.

Verlag von Dietrich Reimer

(Ernst Vohsen).

22/00

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.  
Der stellvertretende Vorsitzende: von Ammon, Geheimer Bergrat,  
vortragender Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe.  
Der II. stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z. D. Strauch.  
Der Schriftführer: Emil Selberg.  
Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.  
Der Schatzmeister: Direktor Riecken.  
Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen,  
Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.  
Fritz Friedländer.  
Dr. Goering, Kaiserl. Ministerresident z. D.  
Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.  
Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Excellenz.  
Imberg, Rechtsanwalt.  
G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.  
Kraetke, Direktor im Reichspostamt.  
Jul. Pintsch, Kommerzienrat.  
W. Staudt.  
Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.  
Stücklen, Fabrikbesitzer.  
Ernst Vohsen, Konsul a. D.  
Volkens, Professor.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin W., Wilhelmstrasse 68, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



Deutsche Kolonialgesellschaft

---

Verhandlungen

der

Abteilung Berlin-Charlottenburg

1899/1900.

[Bd. 4.]



Berlin 1900

Verlag von Dietrich Reimer  
(Ernst Vohsen).

Deutsche Kolonialgesellschaft  
Verhandlungen  
Abteilung Berlin-Charlottenburg

1899/1900

01/289

Fc 0568-4

~~34F 996~~



Fc568

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

- Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.  
 Der stellvertretende Vorsitzende: von Ammon, Geheimer Bergrat,  
 vortragender Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe.  
 Der II. stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z.D. Strauch.  
 Der Schriftführer: Emil Selberg.  
 Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.  
 Der Schatzmeister: Direktor Riecken.  
 Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.  
 Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.  
 Fritz Friedländer.  
 Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.  
 Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Excellenz.  
 Imberg, Rechtsanwalt.  
 G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.  
 Kraetke, Direktor im Reichspostamt.  
 Jul. Pintsch, Kommerzienrat.  
 Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.  
 Simons, Major.  
 W. Staudt.  
 Stücklen, Fabrikbesitzer.  
 Ernst Vohsen, Konsul a. D.  
 Volkens, Professor.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin W., Wilhelmstrasse 68, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1) <b>Geographische, wirtschaftliche und volksgeschichtliche Verhältnisse der südafrikanischen Republik, sowie deren Beziehungen zu England</b> von Schmeisser, Oberbergrat . . . . .	1
2) <b>Die Kolonie Kiautschou in den ersten beiden Jahren ihrer Entwicklung</b> , von Deimling, Kapitänleutnant . . . . .	43
3) <b>Russische Kolonisation in Asien</b> , von Lic. Dr. Paul Rohrbach	67
4) <b>Armenien und Nordmesopotamien in Altertum und Gegenwart</b> , von Dr. C. F. Lehmann, Privatdocent der alten Geschichte an der Universität Berlin . . . . .	83



Geographische,  
wirtschaftliche und volksgeschichtliche  
Verhältnisse  
der  
südafrikanischen Republik  
sowie  
deren Beziehungen zu England.

Vortrag

von

**Schmeisser,**

Ober-Bergrat.



Der nachstehende Vortrag des Herrn Oberbergrat Schmeisser wurde am 29. Januar 1900 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Kolonialgesellschaft gehalten:

Meine Herren!

Als die Anfrage an mich erging, ob ich bereit sei, am heutigen Abend über die südafrikanische Republik vor Ihnen zu sprechen, trug ich anfangs Bedenken, in dem Hinblick darauf, dass dies Thema in jüngster Zeit so häufig schon in Wort, Schrift und bildlicher Darstellung erörtert worden ist. Doch habe ich schliesslich eingewilligt in der Erwägung, dass ich, aus eigener Anschauung schöpfend, trotz vieles Bekannten Ihnen vielleicht einiges Interessante noch werde bieten können.

Im Jahre 1893 war es mir vergönnt die beiden Buren-Republiken, deren Kampf mit dem mächtigen England z. Z. die Blicke der gesamten zivilisierten Welt nach dem Süden des schwarzen Erdteils wendet, und besonders die nördliche derselben, Transvaal, eingehend kennen zu lernen. An Hand der Ergebnisse dieser Reise, deren Beobachtungen ich nach Massgabe der späteren Entwicklung der Verhältnisse vervollständigte, will ich Ihnen am heutigen Abend eine Schilderung der Landesverhältnisse, der wirtschaftlichen Grundlagen und der Geschichte der südafrikanischen Republik, wie Transvaal sich jetzt nennt, und im Zusammenhange damit besonders der Beziehungen derselben zu England entwerfen.

Transvaal grenzt im Osten, dem Lebombo-Gebirge entlang, an die portugiesische Kolonie Moçambique und an Tongaland, im Süden an Zululand, an Natal und, dem Laufe des Vaal Rivier folgend, an den Oranje-Freistaat, im Westen an West-Griqualand, Britisch-Betschuanaland und im Nordwesten und Norden an das Schutzgebiet von Britisch-Betschuanaland und an Mashonaland.

Seine Grenzen berühren auf etwa 1700 km Länge britische koloniale Besitzungen, auf etwa 600 km Länge den Oranje-Freistaat, auf 550 km Länge die portugiesische Kolonie. Das Gebiet der Republik umfasst rund 320 000 qkm, ist mithin 5000 qkm grösser als das vereinigte Königreich von Grossbritannien und Irland (314 951,02 qkm).

Fast das ganze Südafrika südlich des 26° südlicher Breite umfasst die Karroo, eine durchschnittlich 1330 m Meereshöhe erreichende Hochebene, welche meist nur durch einen schmalen niederen Küstensaum von der Meeresküste getrennt und nur von einer Anzahl der Südafrika besonders eigentümlichen Tafelberge und Spitzköpfe überragt wird. Diese Hochebene erstreckt sich vom Oranje-Freistaat, West-Griqualand und Britisch-Betschuanaland her unter dem Namen des Hooge-Velds auch in das Gebiet des Transvaals hinein und erreicht in dem von West nach Ost streichenden, zu ca. 1800 m Meereshöhe ansteigenden Höhenzuge, dem Witwatersrand, ihre nördliche, sowie in den etwa in der Richtung des 31. Meridians verlaufenden Drakensbergen ihre nordöstliche Begrenzung.

Drakensberge und Witwatersrand trennen das Transvaal in einen südwestlichen, einen nordwestlichen und einen östlichen Landesteil, welche in Höhenlage, Bodengestaltung, Klima und Vegetation wesentliche Verschiedenheiten aufweisen.

Der südwestliche Teil erscheint, wie schon geschildert, als Karroo-Hochland, durchzogen nur von einigen Höhenzügen.

Der nordwestliche Landesteil senkt sich nach Pretoria hin zu 1360 m und im Buschfelde bei Warmbad zu 1200 m Meereshöhe hinab, hebt sich nach Norden aber schliesslich

zur Hochebene des Nordtransvaals, dem Zoutpansberg-Hochlande, empor, welches bis 1430 m Höhe besitzt.

Im Osten des Zoutpansberg-Hochlandes und der Drakensberge dehnt sich bis zur Landesgrenze im Lebombo-Gebirge das Tiefland hin, welches bei Leydsdorp indes immerhin noch 750 m Meereshöhe besitzt und erst jenseits des Lebombo-Gebirges auf portugiesischem Gebiete sich zur Küste hin allmählich hinabsenkt. Das Tiefland durchziehen mehrere Bergketten.

Von den drei selbständigen Hauptflussläufen des Transvaals, dem Limpopo, dem Komati und dem Vaal Rivier, gehören die beiden ersteren den Gewässern des indischen, der letztere als Hauptarm des Oranje-Riviers, den Gewässern des Atlantischen Ozeans an.

Das Klima des Transvaals schliesst sich den allgemeinen ostafrikanischen Verhältnissen an. In den Wintermonaten Juni bis August herrscht grosse Trockenheit; oft schon gegen Ende August oder im September beginnen aber unter schweren Gewittern ergiebige Regenfälle, welche in den Sommermonaten, Dezember, Januar, Februar, besonders heftig und nachhaltig sich gestalten und in den Monaten März bis Mai langsam wieder zurücktreten. Die Bäche und Flüsse, deren Wasserstand in der trockenen Jahreszeit sehr zurückgeht, deren geringe Wasser, wie aus dem häufigen Namen der Zand-Riviere hervorgeht, vielfach sogar in Kies- und Sandschichten, dem Auge verborgen, abfliessen, schwellen dann plötzlich zu wilden, reissenden Strömen an, welche auf mehrere Stunden Zeitlänge weit über die Ufer hinwegtreten. Wehe den Herden und den Fahrzeugen, welche, den Lauf der Flüsse kreuzend, von den plötzlich zu Thal fliessenden Wasserwogen sich überraschen lassen! Wehe dem Reisenden, welcher, in Unkenntnis der wilden Gewalt der Wogen, den angeschwollenen Strom zu durchsetzen wagt!

Der Winter ist auf den hochgelegenen Landesteilen strenger als im Buschfelde und im Tieflande.

Die mittlere Tagestemperatur beträgt auf dem Hochfelde im Juni, Juli und August etwa  $12^{\circ}$ — $15^{\circ}$  C. Die Maximaltemperaturen bewegen sich zwischen  $18^{\circ}$ ,  $20^{\circ}$  und  $25^{\circ}$  C. im Schatten. In der Nacht sinkt das Thermometer oft unter den Gefrierpunkt hinab.

Eigenartig schroff ist der Wechsel der Temperatur mit dem Sonnenuntergang; so wie binnen kurzer Frist nach dem Niedergange des Tagesgestirns unter den Horizont ohne wesentliche Dämmerung das Dunkel schnell hereinbricht, so tritt auch mit dem Weggange der wärmenden Sonne ein plötzlicher Uebergang zur Nachtkühle ein.

Im Buschfelde und im Tieflande ist der Winter weit milder.

Im Sommer steigt auch auf dem Hochfelde die Temperatur zu beträchtlicher Höhe; im Buschfelde besonders im Tieflande aber ist es weit heisser. Sawyer beobachtete in Leydsdorp während des Novembers und Dezembers 1890 und Januars 1891 durchschnittliche Tagestemperaturen von  $40$ — $42^{\circ}$  C. im Schatten. Ich selbst habe in Barberton am 3. und 4. November 1893 Wärmegrade von  $40^{\circ}$  C. im Schatten ermittelt. Nachts trat übrigens auch im Sommer in der Regel eine wohlthuende Herabminderung der Temperatur ein.

Während das Hochfeld, obgleich Malariafälle nicht ausgeschlossen sind, doch im allgemeinen zu den gesündesten Gegenden der Erde gerechnet werden kann, derart dass nach Bloomfontein und sogar nach Johannesburg, trotz der an letzterem Orte oft herrschenden Sandstürme, Lungen- und Halsleidende zur Genesung gesandt werden, sind die Niederungen des Buschfeldes, besonders aber diejenigen des De Kaap-Thalkessels und des übrigen ganzen östlichen Tieflandes während der Regenzeit vom Fieber schwer heimgesucht.

Schon Pretoria, welches in einem Thalkessel nördlich des Witwatersrands liegt, steht gesundheitlich beträchtlich hinter Johannesburg zurück. Besonders heftig tritt das Fieber da auf, wo Erdarbeiten stattfinden, während man andererseits

von der Ausrodung der Wälder und fortschreitendem Boden-anbau eine Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse glaubt erwarten zu dürfen. Bei meiner Bereisung der Selati- und Klein-Letaba-Goldfelder klagten die Weissen, dass in der Regel bald nach Eintritt der ersten Regenfälle und östlicher Winde das Fieber seinen Einzug halte, und dass sie meist alljährlich während mehrerer Monate vom Fieber befallen würden; selbst viele Eingeborene sollen erkranken und sterben.

Doch nicht nur den Menschen ist das Tiefland gefährlich, auch viele Zugtiere fallen dort in den heissen Monaten der Viehseuche zum Opfer, sodass die wenigen Tiere, welche die Krankheit überstehen und für unempfänglich gegen neue Ansteckung gehalten werden, hohe Preise erzielen.

Die Karroo-Ebene und die Hochfelder im Norden des Landes erscheinen im Sommer als üppig grünende, im Winter als dürre, weithin sich ausdehnende Grassteppen, in denen der Blick meist durch keinen Baum, keinen Strauch gefesselt wird, nur zahllose, fast meterhohe Termitenhügel die Einförmigkeit der Landschaft eher erhöhen als unterbrechen. Nur da, wo eine Spruit, einer der Sammelarme der Flüsse, durch die Hochebene sich windet, oder eine sumpfige flache Niederung sich erstreckt, stehen Mimosen. Die einzelnen Baumgruppen dagegen, welche dem Auge zuweilen sich bieten, beschatten die einsame Heimstätte eines Farmers.

Es fehlt der endlosen Hochebene meist das belebende Element, grössere Flussläufe oder Seen; was die Natur aber in der Wirklichkeit versäumte, sucht sie durch Sinnes-täuschung zu ersetzen. Oft sah ich bei den Fahrten über Land in der Ferne jene eigenartigen Luftspiegelungen, welche mit täuschender Treue weithin sich erstreckende Wasserläufe und Wasserbuchten himmalen.

Springböcke, Korane, Zwergtrappen, Kraniche, in Sumpfniederungen Schnepfen oder wilde Enten beleben dürftig die Gegend.

Der jetzige Charakter ist der Karroo vorwiegend gegeben und erhalten worden durch alljährlich stattfindende Grasbrände,

welche grössere Sträucher oder Bäume nicht aufkommen lassen.

Umfangreiche Baumpflanzungen, welche in der Umgebung von Johannesburg angelegt worden sind, gedeihen in üppiger Weise.

Anders als auf der Hochebene ist die Vegetation in den tiefeinschneidenden Thälern der Drakensberge, der Houtboschberge, der Groot- und Klein-Spelonken und der anderen Gebirge, ferner im Buschfelde und im Tieflande. Dichtes mannshohes oder höheres, vieldorniges Strauchwerk, dem viele Mimosen sich zugesellen, steht im Buschfelde auf grasreichem Untergrund, zuweilen von ausgedehnten Grasniederungen oder moorigen Triften unterbrochen. Strauchwerk, baumartige Akazien, eigenartig gestaltete Aloes bedecken in den Gebirgsthälern Berghang und Thalgrund; Sträucher, Bäume mehr tropischer Art wachsen im Tieflande; mannshohes Riedgras, hochstämmige Farren, niedere Palmarten umsäumen die Flüsse; baumartige Euphorbiaceen, in ihrer steifen Gestalt wie grosse Armleuchter erscheinend, und der riesige Affenbrotbaum gesellen sich vereinzelt hinzu.

In den Houtboschbergen und in den Spelonken, an einzelnen Stellen, wo feuchter Untergrund ein üppiges Wachstum gestattete, trifft man gar noch echt urwaldartige Ausgestaltung der Vegetation, hochragende, durch Lianen vielfach verbundene, mit Farnen und anderen Schmarotzerpflanzen bewachsene Bäume, zwischen welche wilde Bananen, dichtes dorniges Gestrüpp, hochragendes Gras in wirrem Durcheinander sich drängen.

Das Buschfeld, die Flussthäler und Tieflandsniederungen sind sehr fruchtbar; erstere eignen sich vorwiegend zum Anbau von Nutzpflanzen der gemässigten Zone, das Tiefland hingegen für den Anbau tropischer Nutzpflanzen.

Verschiedene Antilopenarten, das Kudu, die Säbelantilope, der Wasserbock, der Gemsbock, der Springbock bergen sich in den Wäldern des Buschfeldes und Tieflandes; im östlichen Tieflande tritt die Giraffe hinzu; Affenfamilien

beleben die Thäler der Drakensberge und des De Kaap-Distrikts; Krokodile befinden sich im Limpopo, dem Olifant-Rivier und seinen Nebenflüssen, dem Groot- und Klein-Letaba; Giftschlangen verschiedener Art kommen in allen Landesteilen des Transvaals vor; buntschillernde, leichtbeschwingte Vögel wiegen sich auf den Zweigen der Bäume; der Leopard und die Tigerkatze lauern in den minderbewohnten Landesteilen auf Beute und im Tieflande, vom Lebombo-Gebirge herüberschweifend, zwischen Sabie-Rivier und Groot-Letaba, zieht der Löwe nächtlich auf Raub aus, gefolgt von der Hyäne, welche von den Resten seines Mahls sich zu nähren trachtet. Ein grösseres Gebiet der östlichen De Kaap-Berge und des östlichen Tieflandes bis zu den Kasteel Kopjes in der Murchison-Bergkette und der Birthday-Goldgrube am Klein-Letaba hin ist von der giftigen Tse-Tse-Fliege bewohnt, welche allen Zugtieren gleich gefährlich ist. Zahlreiche, vier bis fünf Meter hohe, teils spitzkegelförmige, teils halbkugelförmige Termitenhaufen zeugen von einer Unzahl im Tieflande vorhandener Ameisen, welche durch ihre Zerstörungslust in östlichen Landesteilen zur grossen Plage werden.

In Transvaal besuchte ich zunächst den Sitz der Regierung Pretoria.

Diese Stadt, mit etwa 10 000 weissen und ebensoviel farbigen Bewohnern, besitzt breite rechtwinklig sich schneidende Strassen, grosse öffentliche Gebäude, darunter den umfangreichen Regierungspalast, welcher die Bureaus der Zentralverwaltung und die Sitzungsäle der gesetzgebenden Körperschaften umfasst, die grosse reformierte Kirche, die Nationalbank und die Münze.

Viele Häuser liegen in anmutig angelegten Gärten. Elektrische Centrale versieht Strassen und Häuser mit elektrischem Licht. Grosse, gut eingerichtete Gasthöfe und Klubs, bedeutende Geschäftshäuser sind vorhanden.

Bei Gelegenheit der dort erstatteten Besuche bei einflussreichen Beamten des Staates und Privatpersonen, bei

Dr. Leyds, dem Minenminister Joubert und anderen, liess ich mich auch dem Präsidenten Krüger vorstellen.

Dann begab ich mich nach Johannesburg, der Goldstadt. Obgleich da, wo sie sich erhebt, 1885 noch kein Haus stand, betrug die Einwohnerschaft bei einer Volkszählung am 15. Juli 1896 etwa 100 000 Seelen, von denen die Hälfte Weisse waren. Von diesen 50 000 Weissen war  $\frac{1}{3}$  rein englischen Ursprungs, ein zweites Drittel stammte zwar aus englischen Kolonien, bestand aber hauptsächlich aus holländisch-sprechenden Afrikandern; das letzte Drittel setzte sich zusammen aus Transvaalern, Oranjestaatlern, Deutschen, Franzosen, Russen, Holländern, Amerikanern. Weiter sind vertreten Araber, Malaien, Hindus, Chinesen, Japaner u. s. w. Ein seltsames Völkergemisch! Ein babylonisches Sprachengewirre!

Die Geschäftssprache ist englisch; daneben hört man oft die deutsche Zunge, weniger die holländische, obgleich holländisch die Sprache der Behörden ist.

Johannesburg hat breite Strassen, grosse freie Plätze, viele stattliche Geschäftshäuser, eine Börse, mehrere Theater; gute Gasthöfe, Pferdebahn, elektrische Beleuchtung in vielen Häusern, in den Vorstädten schöne Landhäuser in wohlgepflegten Gärten. Wie Pretoria, so ist auch Johannesburg im stande, alle Ansprüche selbst der verwöhnteren Europäer zu befriedigen, wenn auch nur mit einem für europäische Begriffe bedeutenden Geldaufwande.

In Johannesburg vereinigt sich bekanntlich der ganze geschäftliche Verkehr des Witwatersrand-Goldfeldes.

Da im Tieflande Transvaals, wo die Selati- und Letaba-Goldfelder liegen, Fiebergefahr nach Eintritt der Regenfälle drohte, musste ich schon Anfang August dorthin aufbrechen. Ich reiste mit der Post nach Pietersburg. Die Postbeförderung ist Unternehmern übertragen. Solch' eine Postfahrt in Afrika ist ein Ding eigener Art. Stark gebaute, grosse Wagen sind darauf eingerichtet 9 oder 12 Personen, zu drei nebeneinander sitzend, im Innern, schweres Gepäck und noch

2 6 v-4

6 Personen auf Deck oder auf dem oberen Sitze über den Kutschern aufzunehmen. 8 oder 10 Pferde oder Maultiere, geleitet von zwei Männern, von denen einer die Zügel, der andere die lange Peitsche führt, ziehen den Wagen.

Soweit irgend angängig, geht es in schnellem Laufe durch die Ebene dahin durch Flüsse oder tiefeinschneidende Spruits hindurch; nur im Süden des Landes kennt man einige Brücken.

Kunststrassen sind nicht vorhanden, es sei denn, dass ganz besondere Geländeschwierigkeiten die künstliche Herstellung von Wegen erforderlich gemacht hätten. Man verfolgt nur die Spuren, welche frühere Wagen fuhren, durch sandige, steinige oder, wenn nicht anders möglich, feuchtmoorige Gegenden.

Oft schneiden metertiefe, steilwandige Ausspülungen, vom Wildwasser gerissen, tief ein in den Weg, Wagen oder Zugtiere, welche in der Finsternis in sie hineingeraten, mit schwerem Schaden bedrohend. Niemand denkt daran sie auszufüllen. Hier und da liegen gebleichte Gerippe verendeter Zugtiere am Wege; dort liegt gar der Kadaver eines gestern erst verendeten Ochsens, an dem die Aasvögel das Bestattungswerk verrichten und so gierig bei der Arbeit sind, dass sie beim Herannahen des Wagens mit schwerem Flügelschlage nur wenige Schritte seitwärts sich bewegen, um gleich wieder zum eklen Mahle zurückzukehren.

Ich komme durch die Springbockvlagte und das Buschfeld hindurch nach den Waterbergen und anderen Tages über Moordrift und Makkapanspoort, Orten furchtbaren Andenkens aus den Kriegen zwischen Kaffern und Buren, nach Pietersburg, der Hauptstadt des Zoutpansberg-Distrikts.

Im Gelände, welches den Namen Moordrift erhielt, wurden in den fünfziger Jahren Hunderte auf dem Treck befindlicher Buren von den Kaffern grausam gemordet, der Anführer bei lebendigem Leibe geschunden. Die Buren rächten ihre hingemetzelten Angehörigen dadurch, dass sie die in die Höhlen bei Makkapanspoort geflüchteten Kaffern

toträucherten und die den Fluchtversuch wagenden niederschossen. Zahllose Skelette liegen noch jetzt in den Höhlen.

Kaum war ich eine Stunde im Deutschen Gasthofs zu Pietersburg abgestiegen, so versammelten sich allmählich bis zu 15 deutsche Landsleute, welche in dieser nördlichsten der Transvaal-Städte sämtlich als Kaufleute thätig waren. Zwei ehemalige deutsche Offiziere, Mösche und von Dewitz, betrieben mit grossem Erfolg Handel und Müllerei.

Dr. Hohls, welcher als Generalarzt der Buren bei Nickolsons Neck den Tod fand, war ebenfalls zugegen.

Am folgenden Tage bestieg ich meinen, in Pretoria erworbenen, mit 4 Pferden bespannten Reisewagen. In meinen Transportmitteln verstärkt durch zwei Reitpferde meines Begleiters und den schwarzen Reitknecht Pulane, verfolgte ich den mangelhaften Weg nach Osten hinweg über die Hochebene, dann in die Houtboschberge, den durch tiefe Thalsenkungen eingeschnittenen Rand der Hochebene hinabsteigend.

Ich besuchte das Houtboschberg-Goldfeld bei Hänertsburg.

Nach Ueberschreitung des Groot-Letaba steigt die letzte zu überwindende Berghöhe so steil an, dass 6 Ochsen angemietet werden müssen, um den Wagen auf die Höhe zu bringen. Von der letzten Bergeshöhe lohnt ein entzückender Blick in die grosse, vom Fusse des Gebirges an weithin nach Osten sich hinziehende Letaba-Tiefebene. Von einigen niederen Bergketten durchzogen, erscheint die Tiefebene vollständig bewaldet; hier und dort erblickt man auf der Höhe des Berges, an der Berglehne oder tief im Thal auf freier Rodung Kaffernkraals. Der steile Abstieg vom Berge wird, wie vordem mehrfach, dadurch erleichtert, dass wir einen noch mit allen Zweigen versehenen und durch den schwarzen Pulane beschwerten Baum, an der Hinteraxe des Wagens befestigt, nachschleifen lassen. Nach Ueberwindung der Letsitele gelangen wir nach der Thabina, wo am Sonntage bei den Herren Altenroxel aus Münster und Prange aus Attendorn Ruhetag gemacht

wird. Die beiden Landsleute machen mir das Vergnügen, einen Kaffernstamm zum Tanz zu entbieten.

Ich besuche Leydsdorp, die aus 8—10 Häusern bestehende nordöstlichste Stadt des Transvaals, bereise die Murchison-Range, die Doppelbergkette nördlich des Selati; ich stehe auf dem Freestaate Hill, von wo der Blick über die weite Letaba-Ebene hinschweift im Südwesten bis zum Steilabsturz der Drakensberge, im Osten bis zu den berühmten Palabora-Bergen, alten Kupferschmelzstätten der Neger, im Norden bis zum Madzimbanombe am Klein-Letaba. Ich durchquere die Letaba-Ebene nach Norden hin. Die Flüsse sind zum Glück meist wasserarm; doch begegnet es mir, dass das Wasser zwischen den Sitzen hindurch den Wagen durchfließt, sodass ich die Füße auf den Vordersitz legen muss, um sie vor unfreiwilligem Bade zu schützen. So geht die Fahrt über Molototsi, Klein-Letaba, Birthday camp, Madzimbanombe, Shamabungo-Kop, Ellerton camp, dann hinauf in die Klein-Spelonken.

Ich erwähne, dass man im Gebiete der Tse-Tse-Fliege nur bei Nacht reisen darf, wenn man seine Zugtiere nicht verlieren will.

Wenn auch weite fruchtbare Länderstrecken bergend, ist das Tiefland doch nur von Kaffern wenig angebaut. Die Ansiedelungen Weisser sind in den Spelonken, wenn auch noch spärlich, so doch häufiger als im Tieflande selbst.

Dort bot sich mir Gelegenheit, von der Fruchtbarkeit des Bodens mich persönlich zu überzeugen. Als ich am 1. September schon eine lange Fahrt über öde, mit trockenem Grase bestandene oder durch Grasbrand schwarz gefärbte Höhen zurückgelegt, war ich köstlich erquickt, wie ich von der Höhe eines Berges an der anderen Seite des vor mir liegenden Thales die lachenden grünen Fluren der Station Elim des Schweizer Missionars Rev. Creu erblickte. Ich fuhr hinüber, sah gut gehaltene Wohnungen, Schulen, Wirtschaftshäuser, Scheunen und Ställe, die vom kräftigen Wasserstrom getriebene Mühle, umgeben von wohlgepflegten

Gärten, in herrlich grünenden Fluren der verschiedensten Getreidearten, zwischen Bananen-, Orangen-, Pampelmus-, Zuckerrohr-, Kaffee-, Maulbeerbaum- und Tabakpflanzungen.

Derselbe Tag brachte mich zur Farm Rossbach des Eingeborenen-Kommissars Schiel, wo ebensolche Pflanzungen im Entstehen sind. Es ist dies derselbe Oberst Schiel, welcher im Gefecht bei Elandslaagte als Führer des deutschen Korps verwundet in die Hände der Engländer fiel. Ich verweilte bei ihm drei Tage.

Ich besichtigte noch das Marabasstad-Goldfeld; legte dann den Weg nach Pretoria zurück, den nach Mashonaland zum Kampfe gegen den Kaffernkönig Lobengula ziehenden Freiwilligen der Chartered Company begegnend, am 10. September ein, am 12. September ein zweites Pferd verlierend. Ein zur Aushilfe unterwegs angekauftes Pferd erlahmte ebenfalls bald; am 12. September abends liessen mich die zwei gesund gebliebenen, aber übermässig angestregten Pferde in der drittletzten Furt vor Pretoria mitten im Wasser stecken, so dass ich nur mit Hilfe einiger herzugeholten Neger das Fuhrwerk mühsam aus dem ziemlich tiefen Flusse brachte.

Auf der ganzen Reise begegneten mir überall ganze Trupps im üblichen Gänsemarsche nach dem Goldfelde hin- und vom Goldfelde heimziehender Neger; des Abends bei einbrechender Dunkelheit fand ich sie gelagert am Fluss beim kochenden Maispapp oder, nach mühseliger Tageswanderung in glühender Sonne, bei Gesang und Tanz um das Lagerfeuer.

Der Bur benutzt bei seinen Fahrten, wenn er mit seinen Heerden vom Hochfelde zum Buschfeld zieht, oder wenn er die Beförderung grösserer Transporte unternommen hat, den schwerfälligen Ochswagen, welcher von 14—18 paarweise gespannten Ochsen gezogen wird. Die Fahrt mit dem Ochswagen dauert aber so viele Wochen, wie die Fahrt mit der Postkutsche Tage; dem in seiner Zeit beschränkten Europäer verbietet sich daher die Benutzung dieses eigenartigen Transportmittels.

Nach dem Verkaufe meines Wagens und meiner Pferde kehrte ich von Pretoria nach Johannesburg zur Beendigung meiner dortigen Aufgabe zurück. Ich besuchte Potschefstroom, Klerksdorp und Heidelberg, reiste dann zu den Steinkohlenfeldern bei Bocksburg, wo auf günstiger Ablagerung einige Steinkohlenbergwerke im Umfange westfälischer Zechen mittlerer Grösse bauen; ich besichtigte die noch weit günstiger gelagerte Kohle am Wilje Rivier, wo mächtige, horizontal gelagerte, an der Thallehne zu Tage tretende Flötze anstehen.

Dann reiste ich mit der Postkutsche nach Lydenburg und unternahm einen 8tägigen Ritt durch das Goldfeld, bei dem ich auf steilsten, zuweilen nahezu unzugänglich erscheinenden Pfaden dem Pferde mit vollkommenster Sicherheit mich anvertrauen durfte. Weite Wegestrecken legte ich ganz allein zurück, oder nur von einem den Weg zeigenden Neger begleitet. Die öffentliche Sicherheit des Landes nämlich ist im allgemeinen eine recht gute. Verbrechen gegen Eigentum und Leben der Weissen sind auf dem flachen Lande, mitten unter der eingeborenen Bevölkerung, seltener als in den Industriezentren, z. B. in Johannesburg, wo mannigfaches verworfenes Gesindel aller Herren Länder zusammengeströmt ist. Zwar sind Streitigkeiten, welche zu Waffenkämpfen auf Leben und Tod ausarten, zwischen den Kaffern selbst nicht selten; dieselben sind aber fast stets auf Stammesfeindseligkeiten zurückzuführen. Am Weissen vergreift sich der schwarze Eingeborene des Transvaals selten, da der Bur ihn gelehrt hat, den Weissen als ein bevorzugtes höheres Wesen zu achten. Auch die im Norden des Landes in den Jahren 1894 und 1896 ausgebrochenen Kaffernaufstände wurden nicht durch Rassenfeindschaft veranlasst, sondern durch die einigen, vorher vorsichtig in ihrem vermeintlichen Unabhängigkeitsgefühl geschonten Stämmen gemachte Auflage, Steuern zu zahlen und die ihnen zur Niederlassung zugewiesenen Lokationen zu beziehen. Dem Kaffern ist übrigens in den von Weissen bewohnten Ort-

schaften nicht gestattet, nach 9 Uhr abends sich ausserhalb seiner Behausung blicken zu lassen, es sei denn, dass er einen Erlaubnisschein seines Dienstherrn besitzt; auch darf er ohne Pass des Dienstherrn nicht über Land reisen.

Die Drakensberge des Lydenburg-Distrikts sind hervorragend schön. Lässt man von der Höhe des zu 2300 m Meereshöhe ansteigenden Walkersmountain den Blick in die Runde schweifen, so gewahrt man eine entzückende Gebirgslandschaft; durch tiefeingeschnittene Thäler getrennt, reihen sich Spitzkopf an Tafelberg, Tafelberg an Spitzkopf; an allen Bergen sieht man die Dolomitschichten, gleichsam kranzartig den Berggipfel umgebend, scharf hervortreten; mächtige Felder von Dolomittrümmern ziehen sich an den Bergen bis weit ins Thal hinab.

Das De Kaap-Goldfeld bei Barberton war das letzte, welches ich im Oktober besuchte.

Ich will noch erwähnen, dass nur Johannesburg und Pretoria grössere Städte sind. Alle anderen im Verlaufe des Vortrages angeführten Ortschaften, wie Klerksdorp, Middelburg, Heidelberg, Pietersburg, Lydenburg und Barberton sind im Umfange und in äusserer Erscheinung Landstädtchen mehr oder minder freundlichen Aussehens, Barberton und Klerksdorp die Merkmale besonders schneller Entwicklung und trotz der wenigen Jahre ihres Bestehens die Anzeichen plötzlichen Niederganges menschlichen Unternehmungsgeistes zeigend. Alle anderen Ortschaften sind kaum mehr als Dörfer oder Dörfchen.

Ich gehe nunmehr auf die wirtschaftlichen Grundlagen ein.

Das Tiefland und das nördlichere Transvaal werden von den Gebilden der südafrikanischen Primärformation eingenommen, welche in mehreren Goldfeldern goldführende Quarzgänge führen.

Im Gebiete des Hochfeldes werden die Primärschichten von der Kapformation überdeckt, welche südlich des Witwatersrands eine Reihe goldhaltiger Konglomeratflötze schichtenartig eingelagert enthält.

Die Kapformation ist ihrerseits stellenweise überlagert von der Steinkohlenflötze führenden Karrooformation.

Gewisse Steinkohlenablagerungen führen Kokskohle; in einzelnen Landesteilen finden sich umfangreiche Eisenerz- und Kalksteinlagerstätten, sodass die Vorbedingungen für spätere Entwicklung einer selbständigen Eisenindustrie vorliegen.

Blei, Silber, Zinkerze, Zinn, Kobalt, Mangan und Antimon sind zum Teil schon in einigen Bergwerken erschlossen und in Abbau genommen, teils harren sie der Erschliessung.

Besonders bedeutendem Bergbau sind Goldquarzgänge und goldhaltige Konglomerate, sowie Steinkohlenflötze unterworfen worden.

Hierher gehört der Bergbau am Witwatersrand mit zahlreichen Tiefbauschächten, Pochwerken und Goldextraktionsanlagen.

Dieser Bergbau wird mit Intelligenz geleitet und steht ähnlichen europäischen Bergbaubetrieben nicht nach.

Es wurden vor dem Kriege etwa 80 000 Kaffern und etwa 10 000 weisse Arbeiter allein am Witwatersrand beschäftigt.

Leider ist die Farbigenbelegschaft sehr wechselnd. Die Neger, welche im heimatlichen Kraal überhaupt nicht arbeiten, sondern es vorziehen, ihre Weiber für sich arbeiten zu lassen, gehen in der Regel nur dann nach den Goldfeldern zur Bergarbeit, wenn sie den Wunsch hegen, sich ein neues Weib oder ein paar Ochsen zu erwerben, oder wenn der Machtspruch des geldbedürftigen Häuptlings, welchem sie abgabepflichtig sind, sie dazu aufbietet. Das für diese Zwecke nötige Geld haben sie in 3, 4 oder 5 Monaten erworben.

M. H.! Auf Grund meiner Schätzungen und Berechnungen durfte ich im Frühjahr 1894 unserer Regierung berichten, dass der Goldbergbau am Witwatersrand nur aus dem damals bestaufgeschlossenen Teile, wenn man eine mögliche Abbautiefe von 800 m annähme, dem Goldvorrat der Erde einen Betrag von 4289 Millionen Mark zuführen werde, und dass dieser Bergbau, wenn man eine Abbautiefe von 1200 m annähme, den Goldvorrat der Erde um 7187 Millionen Mark vermehren werde. Ich fügte hinzu, dass die Förderung in 5--6 Jahren verdoppelt sein würde.

Diese absichtlich sehr vorsichtig gehaltenen Schätzungen wurden von einer wirtschaftspolitischen Partei als höchst optimistisch bezeichnet und scharf bekämpft, namentlich bei Gelegenheit der Tagung der Silberkommission. Mit Befriedigung darf ich daher jetzt darauf hinweisen, dass die Entwicklung des dortigen Goldbergbaus die Vorsichtigkeit meiner Angaben durchaus erwiesen hat. Die Goldgewinnung des Jahres 1898 betrug nicht nur das Doppelte, sondern gar mehr als das Dreifache derjenigen des Jahres 1893; dazu stand der Bergbau des Witwatersrands 1898 mit einer Goldförderung von rund 309½ Millionen Mark an erster Stelle unter allen goldzeugenden Ländern der Erde.

Die Steinkohlenförderung hob sich von 3880 t im Jahre 1896 auf 38777 t im Jahre 1898. Kesselkohle findet steigenden Absatz über Lourenzo Marques zur Versorgung von Seedampfern.

Die Diamanten-Gewinnung stieg von 5792 Karat im Jahre 1897 auf 22 843 Karat im Jahre 1898.

Wie früher angedeutet, liegt der Bergbau fast nur in den Händen von Engländern, Deutschen, Franzosen und Amerikanern.

Der ganz überwiegende Teil der Buren-Bevölkerung beschäftigt sich mit Ackerbau und Viehzucht.

In früheren Jahren besass der im Lande geborene volljährige Bürger Anrecht auf Ueberlassung einer Farm.

Die Karroo bietet dem Buren besten Grasboden zur Viehweide; die in den Hochfelddistrikten Potschefstroom, Bloemhof, Lichtenburg, Heidelberg und Standerton ansässigen Farmer pflegen daher vorwiegend Viehzucht und zwar von Ochsen, Pferden, Schafen und Ziegen. Beim Hereinbrechen des Winters, der trockenen, kühlen Jahreszeit, verlassen sie indessen, nachdem sie das dürre Gras angezündet, mit ihren Herden das Hochfeld und ziehen hinab zum Buschfelde, welches selbst in den Wintermonaten dem Vieh hinreichend warmen Aufenthalt, Wasser und gutes Gras bietet, und liegen dort mit sicherer Büchse der Jagd ob.

Die Gewohnheit des Grasbrandes auf dem Hochfelde wird übrigens vielfach verurteilt. Wenn die Grasesche auch der neuen Vegetation als Dünger dienen mag, so verhindert sie doch andererseits eine natürliche teilweise Aufforstung der unendlich grossen Karroo-Ebene und wird auch zum nicht geringen Teile zur Verminderung des Wildstandes auf dem Hochfelde beigetragen haben. Dem Auge des Reisenden allerdings gewähren die beim Hereinbruch der Finsternis weithin sichtbaren, langhin sich erstreckenden Feuerschlangen in der Einförmigkeit der Ebene einen willkommenen Anblick.

In den Wakkerstroom-, Ermelo-, Utrecht-, Vryheid-Lydenburg- und Rustenburg-Distrikten werden Gerste und Hafer, Obst, alle Arten Gemüse und Tabak gebaut; im Tieflande und in den Spelonken finden sich, allerdings vorläufig nur vereinzelt, Baumwoll-, Kaffee- und Zuckerrohr-Anpflanzungen.

Die Landwirtschaft litt bisher und leidet besonders in den nördlicheren Gegenden auch jetzt noch unter dem Mangel hinreichender Verkehrswege.

Was nützt der fruchtbarste Boden, wenn es an der Möglichkeit des Absatzes der landwirtschaftlichen Produkte mangelt?

Der Transvaal-Farmer hatte sich daher daran gewöhnt, nicht mehr zu bauen, als was er zu seinem Lebensunterhalte und zur Beschaffung der zur Befriedigung seiner bescheidenen

Ansprüche dienenden Bedarfsgegenstände gebrauchte. Wie die Goldindustrie im Transvaal sich entwickelte, eine Menge Menschen nach den Minendistrikten hinströmte, entsprach die Erzeugung der Bodenprodukte somit nicht dem starken Wachstum der Bevölkerung; unerhörte Preise waren für die Bodenerzeugnisse zu zahlen; oft war man einer Hungersnot nahe. Der hierunter leidende zugewanderte Fremde beschuldigte daher den Buren vielfach einer unerhörten Faulheit, indem er nicht hinreichend beachtete, dass jede Weiterentwicklung, insbesondere bei dem etwas phlegmatischen, am Althergebrachten hangenden Buren eine gewisse Zeit erfordert. Die grosse Nachfrage der Minenbezirke nach landwirtschaftlichen Produkten verfehlte schliesslich nicht, der Landwirtschaft einen vorteilhaften Antrieb zur gedeihlichen Entwicklung zu geben.

Eine Menge blühender Farmen befindet sich übrigens im Besitz von Deutschen und Schotten. Es wurde mir mitgeteilt, dass namentlich im Rustenburg und Lichtenburg-Distrikt weite Landstrecken von deutschen Abkömmlingen bebaut würden, welche deutsche Sprache und Sitte noch unverändert sich erhalten haben.

Uebrigens darf nicht unerwähnt bleiben, dass der Ernte oft vollständige Vernichtung durch Heuschreckenschwärme droht. Am 26. August fuhr ich im Tieflande durch einen solchen Schwarm hindurch und sah buchstäblich auf dem Boden und an den Bäumen kein Gras, kein Stück Rinde, nur Heuschrecken von etwa 4 cm Länge und nichts als Heuschrecken, dicht neben und aufeinander sitzend.

M. H.! Die bedeutenden, einander in vorteilhafter Weise ergänzenden Mineralschätze des Transvaals, die Gold-, Silber-, Blei-, Eisen-, Zinn-, Kobalt-, Mangan-, Antimon- und Wismutherze, Steinkohle, Diamanten, Salz und Graphit und die grosse Fruchtbarkeit umfangreicher Landstriche lassen es zweifellos erscheinen, dass es einer betriebsamen Bevölkerung unter dem Schutze einer zielbewussten, kräftigen, verständnisvollen Regierung gelingen muss, dasselbe binnen

verhältnismässig kurzer Frist zu hoher Blüte zu entwickeln.

Es ist erforderlich, an dieser Stelle noch ein paar Worte zu sagen über die Verbindung Pretorias und Johannesburgs mit den Hafenstädten der Küste. Diese Städte haben seit 1892 Eisenbahnen nach Capstadt, Port Elisabeth und East London und seit 1895 nach Lourenzo-Marques und Durban. Transvaal steht somit mit allen Haupteinfuhr-Häfen Südafrikas in direkter Schienen-Verbindung.

Aus der Ihnen übergebenen Karte wollen Sie die grossen Unterschiede der Bahnlängen ersehen. Sie erweist Ihnen auch die besondere Bedeutung der Verbindung Pretorias mit dem zunächst gelegenen Hafen Lourenzo-Marques an der portugiesischen Delagoa-Bay. Die Regierung der südafrikanischen Republik verfolgte daher schon frühzeitig das Ziel, diese Linie vor allen anderen zur Durchführung zu bringen. Sie hatte dabei den Gesichtspunkt besonders im Auge, die Republik vor der Abhängigkeit von der Kapkolonie, somit von England, zu bewahren. Die Geldschwierigkeiten der achtziger Jahre liessen jenen Plan aber vorerst noch nicht zur Verwirklichung bringen. Die Regierung nahm daher keinen Anstand, die von Kapstadt und Port Elisabeth der Grenzstation Vereeniging am Vaal-Rivier nahehe Bahnlinie bis nach Johannesburg und Pretoria durchzuführen; sie übertrug aber, um von der englischen Betriebsleitung thunlichst unabhängig zu bleiben, Bau und Betrieb der in das Gebiet der Republik fallenden Bahnlängen der Niederländischen Südafrikanischen Eisenbahn-Gesellschaft, welche neben niederländischen Mitteln auch über bedeutende Beträge deutscher Kapitalien verfügt. Diese Gesellschaft baute schon vor Inangriffnahme der Linie Vereeniging-Pretoria eine am Witwatersrand entlang laufende Bahnlinie aus, wodurch die Steinkohlenablagerungen bei Bocksburg mit der Stadt Johannesburg und der ganzen Reihe der Goldbergwerke bis nach Krügersdorp hin verbunden wurden; sie verstand sich ferner schliesslich dazu, die langeschnte

Bahnlinie nach der Delagoa-Bay nebst Zweiglinie nach Barberton zur Ausführung zu bringen.

Ich gehe nunmehr zur Schilderung der Geschichte der Buren, der politischen Einrichtungen der Republik und zu ihrem Verhältnis zu England über.

Im Jahre 1652 ergriff die Niederländische Ostindische Kompagnie Besitz vom Kap der Guten Hoffnung und legte an der Tafelbai einen befestigten Platz an, um für den Schiffsverkehr nach Indien einen geeigneten Stützpunkt zu erlangen.

Die bald zahlreich zuziehenden holländischen Ansiedler verschmolzen sich im Laufe der Zeit mit einwandernden französischen Hugenotten und einer nicht unbedeutlichen Zahl Deutscher zu einem Bauernvolke, den Buren, welches nach der Herkunft der Mehrzahl derselben bis in die neueste Zeit in Sprache, Sitten und religiöser Anschauung viel holländische Eigenart bewahrte. Diese Buren betrieben, immer weiter sich im Kaplande ausdehnend, Ackerbau und Viehzucht und zogen die dazu nötigen Arbeitskräfte aus unterworfenen eingeborenen Hottentotten- und Kaffernstämmen, welche sie in milder Haussklaverei hielten. Wenig behagte ihnen der Umstand, dass England im Beginn des 19. Jahrhunderts, wie vordem die Holländer, im Bestreben, einen Stützpunkt für den Verkehr mit den ostindischen Kolonien zu gewinnen, die europäischen Kriegeswirren benutzte, das Kapland unter seine Botmässigkeit zu bringen und nach schon vorheriger Besitzergreifung durch den zweiten Frieden von Paris im Jahre 1815 die Kapkolonie völkerrechtlich sich zuteilen liess.

Die bald immer energischer hervortretenden, auf Erleichterung des Loses der Eingeborenen gerichteten Humanitätsbestrebungen der Engländer einerseits, der mangelhafte Schutz seitens der Regierung vor Mordthaten, Brandschatzung und Plünderung der Kaffern andererseits, erregten eine von Jahr zu Jahr zunehmende Abneigung der Farmer gegen die

neuen Herrscher. Als endlich im Jahre 1834 die vollständige Aufhebung der Sklaverei zum 1. Dezember des Jahres Gesetz wurde und die den bisherigen Sklavenhaltern zugebilligte Kapitalabfindung nur zum Teil zur Auszahlung gelangte, da entschlossen sich im Jahre 1835 viele der Buren dazu, ihre Farmen zu verlassen und ausserhalb des Bereiches englischer Herrschaft neue Wohnsitze in dem nördlich des Oranje belegenen Lande sich zu suchen, welches manche von ihnen auf jährlichen Zügen nach Weideplätzen schon kennen gelernt hatten. Im Jahre 1837 folgten diesen ersten Auswanderern hunderte weiterer Familien nach. Sie liessen sich zum Teil zwischen Oranje und Vaal nieder, zum Teil östlich der Drakensberge in Natal, welches sie dem Zuluhäuptling Dingaan in blutigen Kämpfen entrissen. Ein dritter Teil unter Führung des Hendrik Potgieter überschritt den Vaal-Rivier und drängte den Zulukönig Mosilikatse, welcher das Land an der Spitze seines Stammes selbst erst unlängst erobert hatte, nach schweren, heldenmütigen, mit wechselndem Glück geführten Kämpfen schliesslich bis nordwärts des Limpopo zurück, wo Mosilikatse das Reich der Matabele gründete, welches unter seinem Nachfolger Lobengula im Jahre 1894 der British South African Company erlag.

Die englische Kolonialregierung gedachte aber nicht die Buren ihrer Herrschaft sich entziehen zu lassen. Sie einverleibte schon im Jahre 1843 die Republik Natalia der Kapkolonie und erklärte durch Sir Henry Smith im Februar des Jahres 1848, dass das Land zwischen Oranje-Rivier und dem Vaal-Flusse der Souveränität der Königin von England unterstände.

Die Buren waren indessen ihrerseits nicht gesonnen, sich englischer Herrschaft wieder zu unterwerfen. Sie hatten für das Transvaal schon 1844 in Potschefstroom eine eigene Regierung eingesetzt. Nach der Souveränitätserklärung des Sir Henry Smith griffen sie zu den Waffen, wurden zwar unter Pretorius bei Boomplats am 29. August 1848 geschlagen, erreichten dennoch aber, dass im Sand-Rivier-Vertrage vom

17. Januar 1852 die Selbständigkeit der Transvaal-Republik und im Jahre 1854 die Unabhängigkeit des Oranje-Freistaats anerkannt wurde.

Die folgenden Jahre brachten den Bürgern der neuen Republik viele blutige Kriege mit den Negerstämmen und manche innere politische Kämpfe aus der Nebenbuhlerschaft des Hendrik Potgieter und des Andries Pretorius, welche selbst nach deren im Jahre 1853 erfolgten Tode zwischen den Parteien noch fort dauerten. Zwar wurde im Jahre 1855 eine Einigung dahin erzielt, dass man Martinus Wessel Pretorius, den Sohn von Andries Pretorius, zum ersten Präsidenten der Republik erwählte und 1856 im Grundwet dem Staate eine Verfassung gab, dennoch währte der innere Zwist, insbesondere auch wegen religiöser Meinungsverschiedenheiten, noch lange Jahre. Diese inneren, schwer lösbaren Schwierigkeiten veranlassten 1871 Pretorius abzudanken und den Präsidentenstuhl dem Dr. Thomas Burgers, einem Geistlichen liberaler Richtung, einzuräumen. Der neue Präsident, ein weitblickender Mann, trug sich mit den besten Plänen für die Wohlfahrt des Landes. Seine beabsichtigten Reformen erregten indessen Anstoss bei den der orthodoxen Religionsrichtung angehörigen Buren. Burgers erkannte auch schon, wie bedeutungsvoll dem Lande ein von England unabhängiger naher Zugang zum Meere sei, er betrieb mit Eifer den Bau einer Eisenbahn von Pretoria nach Lourenzo Marques und suchte sogar in persönlicher Reise nach Europa Kapitalien dafür flüssig zu machen.

Die Finanzlage gestaltete sich indessen von Jahr zu Jahr ungünstiger, der Bapedihäuptling Sekokuni empörte sich und konnte von den Buren nicht bezwungen werden. Diese Gelegenheit benutzte Sir Theophilus Shepstone am 12. April 1877, namens der Königin von England in Pretoria die britische Oberhoheit zu erklären und den Buren erneut das verhasste englische Joch aufzulegen. Sekokuni wurde von Lord Wolseley besiegt. Als England den wiederholten Protesten und Vorstellungen der Buren um Wieder-

herstellung der Unabhängigkeit kein Gehör schenkte, empörten sich die Buren infolge des Volksbeschlusses zu Paardekraal vom 13. Dezember 1880, brachten den Engländern bei Laings Neck und am Amajuba zwei empfindliche Niederlagen bei und erreichten die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit wieder durch die Konvention zu Pretoria vom 25. Oktober 1881, welche am 27. Februar 1884 durch das Londoner Uebereinkommen mit der Massgabe bestätigt wurde, dass England nur bei Verträgen mit fremden Mächten ein Einspruchsrecht vorbehalten bleibe.

Die Buren behaupten, und darin stimmen ihnen viele unparteiische Sachkundige verschiedenster Nationalität bei, dass in diesem Vertrage England, stillschweigend zwar, aber absichtlich, von der Aufrechterhaltung der Suzeränität Abstand genommen habe. Auch Sir William Harcourt vertrat in der Verhandlung des englischen Parlaments vom 18. Oktober v. J., unter entschiedenem Widerspruche Chamberlains allerdings, diesen Standpunkt.

Seit 1881 steht Paul Krüger, gewöhnlich nur kurzweg Ohm Paul genannt, ein zielbewusster, kluger, zäh beharrlicher Bur, welcher der orthodoxen Richtung angehört, als Präsident an der Spitze der Regierung.

Der Präsident ist der erste Beamte des Staates. Er wird durch Stimmenmehrheit der wahlberechtigten Bürger auf die Zeit von 5 Jahren gewählt. Er ist erster verantwortlicher Minister. Ihm steht der „Ausführende Rat“ zur Seite, welcher aus dem General-Kommandanten (z. Z. dem General Joubert), dem Gross-Siegelbewahrer, dem Verwaltungsbeamten für die Angelegenheiten der Eingeborenen, zwei vom Volksrate bestellten, nicht amtlichen Mitgliedern und dem Staatssekretär zusammengesetzt ist.

Der Präsident und die Mitglieder des Ausführenden Rats haben nur beratende Stimme im Volksrat. Der „Volksraad“ besteht aus zwei Kammern, dem ersten und dem zweiten „Volksraad“. Der erste „Volksraad“ ist die eigentliche gesetzgebende Körperschaft des Landes. Er besteht

aus 24 Mitgliedern. Sie mussten nach dem Gesetze von 1890 im Staate geboren oder mindestens 14 Jahre lang vollberechtigte Bürger des Staates gewesen, Protestanten, Landbesitzer und 30 Jahre alt sein.

Die Bestimmung, dass das Mitglied des ersten Volksraads 14 Jahre lang vollberechtigter Bürger des Staates gewesen sein musste, ist sehr bedeutungsvoll für die Fremden und von ihnen als eine grosse Härte empfunden worden. Sie ist aber andererseits, dem Zustrom der Fremden gegenüber, von besonderer Wichtigkeit für die Erhaltung der Herrschaft der Buren.

1893 wurden noch erschwerendere Bestimmungen eingeführt.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass einige Familien der Buren durch Tüchtigkeit, bessere Bildung und grösseren Wohlstand ihrer Mitglieder sich eine führende Stellung errungen haben. Die mehrfach aufgestellte Behauptung, dass im Transvaal die Republik zur Oligarchie entartet sei, ist daher nur zum Teil insoweit begründet, als diese führenden Familien wegen ihres geistigen und materiellen Uebergewichts oft ausschlaggebend wirken.

Die Rechtsnormen sind dem holländischen Recht unter Berücksichtigung der eigenartigen afrikanischen Verhältnisse entlehnt worden. Die Zivilstreitsachen der Kaffern werden vorwiegend nach dem Gewohnheitsrechte der eingeborenen Stämme geschlichtet.

Das stehende Heer der Republik bestand 1893 aus 100 Mann Artillerie. Es ist später auf 400 Mann vermehrt worden.

Im Kriegsfall entbietet der Präsident mit Zustimmung des Ausführenden Rates die wehrfähigen Bürger zu den Waffen.

Es sind Elementar-, mittlere und höhere, dem Gymnasium entsprechende Schulen vorhanden, zu denen der Staat hohe Zuschüsse zahlt. Hochschulen bestehen nicht. Man entschloss sich, in Pretoria eine Bergschule zur Ausbildung

von Grubenbetriebsbeamten zu errichten, welche im vorigen Jahre eröffnet wurde. Zu Zwecken höherer Studien muss der Bürger der Republik aber noch das Ausland besuchen.

Aus diesem Grunde war es schwierig, die Beamtenstellen mit den Söhnen des Landes zu besetzen. Aemter, welche eine gründlichere, wissenschaftliche Durchbildung zur Voraussetzung haben, wurden Ausländern, meist Holländern übergeben. Dahin gehörten besonders die Richter und Anwaltsstellen. Erst in jüngster Zeit kehren besser durchgebildete Söhne des Landes aus dem Auslande heim.

Unter Krügers Regierungszeit nahm das Land infolge des Aufblühens des Bergbaues, insbesondere der Goldgewinnung, den von uns mit Erstaunen beobachteten grossartigen Aufschwung. Die Bedeutung des Goldbergbaues für die Entwicklung der Republik zeigt sich darin, dass die Staatseinnahmen von £ 40988 im Jahre 1872 und £ 177407 im Jahre 1882 auf über £ 4 Millionen Voranschlag im Jahre 1899 gestiegen sind.

Infolge der grossen Wichtigkeit des Goldes für den Warenaustausch der Völker trat die nördlichere der beiden Buren-Republiken, welche bis dahin ein verhältnissmässig verborgenes Dasein in der Weltgeschichte geführt hatten, mit einem Schlage in den Vordergrund des Interesses der Kulturvölker. Zahlreiche Reisen von Vertretern der grösseren Reiche, privaten Interessentengruppen und Tageszeitschriften wurden im Laufe der Zeit dorthin unternommen, um Land und Leute, die wirtschaftlichen Grundlagen und staatlichen Einrichtungen zu studieren. Wenige nur haben es verstanden, kritisch abwägend, Licht und Schatten nach Gebühr verteilend, die Verhältnisse zu erfassen und zu schildern; meist kamen ausgesprochen parteiische Schilderungen nach Massgabe der vertretenen Interessen zu Stande.

So begegnet man vielfach in englischen Reisewerken oder in englischen Tageszeitschriften, mitunter auch in französischen und deutschen Tagesblättern, die in Beziehungen zu grossen Finanzhäusern stehen, einer sehr abfälligen Kritik

der Buren und ihrer Staatseinrichtungen. Einige der Vorwürfe sind nicht unbegründet, andere sind einseitig und ungerecht.

Hervorstechende Eigenschaften des Buren sind im allgemeinen strenge Religiosität, ausgeprägter Familiensinn, grosse Gastlichkeit, kindliche Einfachheit, Gutmütigkeit — gepaart mit Bauernschlauheit, oft beträchtliches Phlegma und ein grosser Hang zum Althergebrachten, starkes Unabhängigkeitsgefühl und eine glühende Vaterlandsliebe.

Die übertrieben abfälligen Urteile der Engländer oder der durch die englischen Anschauungen beeinflussten sonstigen Ausländer entspringen dem alten tiefen Hass, welcher Engländer und Buren gegeneinander beseelt. Dieser Hass hat, wie wir sahen, seine geschichtliche Begründung. Die Engländer haben das Selbständigkeitsgefühl der Buren wiederholt angetastet. Immer von neuem fühlten die Buren sich in ihrer Unabhängigkeit, von dem ihre Grenzen mehr und mehr umschliessenden England bedroht. Der Engländer Hass gegen die Buren aber beruht darauf, dass letztere sich ihrer Herrschaft erfolgreich zu entziehen wussten, und dass viele der Regierungsmassregeln der südafrikanischen Republik von der unverkennbaren Absicht geleitet gewesen sind, einem Ueberhandnehmen englischen Einflusses entgegenzuarbeiten. Welcher unparteiisch Urteilende nun kann es den Buren verargen, dass sie ihre volle Unabhängigkeit zu wahren trachten und Verfassungsänderungen und Einrichtungen abgeneigt sind, welche ein bedrohliches Wachsen fremden Einflusses befürchten lassen? Wer ferner kann es ihnen verübeln, dass sie englische Eisenbahnlinien nicht in ihre Grenzen eindringen liessen, dass sie Monopole gewissen Interessentengruppen gewährten, wenn sie dadurch die Wohlfahrt der Republik wesentlich zu fördern glaubten? Ich erinnere an die jüngst hervorgetretene Bedeutung der monopolisierten Dynamitfabrik für die Landesverteidigung.

Auch die Behandlung der Farbigen seitens der Buren, mögen es afrikanische Neger oder asiatische Kulis sein, wird

von englischen Stimmen vielfach getadelt. Die schon geschilderte Strenge gegenüber den Kaffern entspringt dem Umstande, dass die Buren ihnen fast jeden Fussbreit Landes in schwerem Waffengange abringen mussten, und dass immer neue Kaffernaufstände bis zur jüngsten Zeit hin niederzuwerfen waren. Die gegen die asiatischen Farbigen, die indischen, malayischen und chinesischen Händler gerichtete abschliessende Gesetzgebung aber rührt her aus der Befürchtung eines schädigend grossen Zustromes dieser fleissigen, klugen, genügsamen, jede Ersparnis aus dem Lande tragenden Asiaten.

Bei dem Tadel alles dessen sollte doch beachtet werden, dass die Republik ein sehr junges Staatswesen ist, mit unvollkommenen Einrichtungen, seit wenigen Jahren erst dem stärkeren Eindringen europäischer Kultur erschlossen, an welches daher der Massstab europäischer Staaten nicht angelegt werden darf. Thut man dies dennoch, so muss das Urteil hart und ungerecht werden. Vermöge der geringen Bildung und der Kenntnislosigkeit seiner vollberechtigten Staatsbürger, ja wegen des Argwohns gerade, mit dem der Bur die auf ihn einstürmenden Neuerungen betrachtet, vermochte die Entwicklung der staatlichen Einrichtungen der Republik mit dem ungewöhnlich schnellen, infolge der grossen Bodenschätze des Landes auf wirtschaftlichem Gebiete sich vollziehenden Aufschwunge der Verhältnisse nicht gleichen Schritt zu halten. Der patriarchalische Burenstaat kann sich nur allmählich zu einem kultivierten, den modernen Anschauungen Rechnung tragenden Staatswesen entwickeln. Dass dabei mitunter auch Missstände hervortreten, und zwar Vetternwirtschaft der führenden Familien bei Besetzung von Beamtenstellen, einseitige Bevorzugungen durch Zulassung missbräuchlicher Ausnutzung der Monopole, aus der wachsenden Erkenntnis der Macht des Goldes hervorgerufene Selbstsuchtsbeteuerungen, mit anderen Worten: „hier und da Korruption — Bestechlichkeit! —“ dies kann, wenn wir nur einmal Umschau halten unter altzivilisierten Nationen in Ost und

und West, in Süd und Nord, und auf der anderen Seite des Erdballs, nur von pharisäisch urteilenden, übelwollenden Kritikern den Buren als ihnen besonders eigenes Laster zugeschrieben werden.

Unter den obwaltenden Verhältnissen, meine Herren, kann es unsere Verwunderung auch nicht erregen, wenn wir in den Verwaltungszweigen mancherlei Missständen begegnen. Zwar war es mir in meiner Eigenschaft als Bergbeamten nur vergönnt, einen Einblick in die Verhältnisse der Staatsbergverwaltung der Republik zu gewinnen; doch werden die Beobachtungen hierin einen Rückschluss auch auf andere Verwaltungszweige zulassen. Infolge Verwendung mancher ungeeigneten Kräfte an unrichtiger Stelle, wobei die Protektion ungeschulter Landeskinder eine grosse Rolle spielt, arbeitet der Verwaltungsapparat nicht hinreichend leicht und verursacht unverhältnismässige Kosten. Eine Reorganisation der Verwaltung würde es gestatten, bei Verwendung besser besoldeter, geschulter Kräfte, dennoch Ersparnisse an Leuten und Verwaltungskosten zu erzielen.

Aus der strengen, aber keineswegs brutalen Behandlung der Farbigen können die Engländer den Buren aber wahrlich keinen Vorwurf herleiten, wenn sie sich nur erinnern wollen, welche Behandlung die Eingeborenen Australiens, Neu-Seelands und Indiens von ihnen selbst zu erdulden hatten.

Erfreulich aber ist es, gegenüber den hart abfälligen Urteilen, auch solchen rückhaltloser Anerkennung aus englischer Feder zu begegnen. Der englische Reisende Selous giebt in seinem, ich glaube 1894 veröffentlichten Buche: „Reisen und Abenteuer in Südost-Afrika“ über die Buren und die Zukunft ihres Landes folgende sehr beachtenswerte Mitteilungen, welche ich Ihnen im Wortlaut vorlesen will:

„Soweit ihr Vertrauen keine schlechten Erfahrungen gemacht hat, giebt es auf der ganzen Welt kein Fremden gegenüber gutmütigeres und gastfreundlicheres Volk als die Buren, gleichgiltig ob sie in der Transvaal-Republik, im Oranje-Freistaat oder in der Kap-Kolonie wohnen. Auch

besitzen sie im hohen Grade viele der von uns bewunderten Eigenschaften, so dass Engländer und Buren, sobald sie einander besser kennen gelernt haben werden, sicherlich ihre gegenseitigen Vorurteile abschütteln und gemeinsam zum Wohle Südafrikas arbeiten werden. So viele Reisende haben in absprechender Weise über die Buren geschrieben, ohne das Land, seine Geschichte und seine Sprache zu kennen, dass ich, der ich 20 Jahre im Lande zugebracht habe und mit vielen Buren-Familien innig bekannt bin, mir auch gestatten darf, ein Urteil über sie abzugeben.

Da ich der deutschen Sprache ziemlich mächtig bin, wurde es mir ein Leichtes, den in Südafrika gesprochenen Dialekt des Holländischen zu lernen. Von vielen der alten vortrekkers (die ersten, die sich in den früher von den Schwarzen bewohnten, bis dahin unbekanntem Gegenden niederliessen) hörte ich, welches Unrecht sie von der englischen Verwaltung der Kap-Kolonie erlitten und wie schliesslich, als auf Befehl Englands ihre Sklaven emanzipiert wurden, sie als Entschädigung nur etwa den sechsten Teil dessen erhalten hatten, was die zu diesem Zwecke ernannte Kommission festgesetzt hatte. —“

Es folgt nun ein kurzer Abriss der Geschichte der Auswanderung und neuen Ansiedelung.

„Viele dieser Kämpfe habe ich von den alten Leuten in Transvaal erzählen gehört, und ich fasste gar bald eine starke Zuneigung zu diesem einfachen, aber gutmütigen Volke, welches in die Wildnis gezogen war, um sich den ihnen aufgezwungenen Gesetzen einer fremden Nation zu entziehen, und meine Zuneigung wurde zur Bewunderung, als ich hörte, mit welchem Heldenmut und welcher Ausdauer es ihnen gelungen war, die Zulus zu besiegen und aus dem Lande zu treiben. Wer sich mit ihrer Geschichte vertraut macht, muss einsehen, dass die Buren alle zur Schaffung einer grossen Nation erforderlichen Eigenschaften in hervorragendem Masse besitzen.“

Dann sagt er an anderer Stelle:

„Der gewöhnliche Tourist, der in sechs Wochen mit Eisenbahn und Postkutsche Südafrika durchheilt und dann nach Europa heimkehrt, um womöglich ein Buch über seine Reise zu schreiben, hat eine absolut falsche Vorstellung von dem Lande. Er besucht die Kapstadt, Kimberley und Johannesburg; in allen diesen Plätzen kommt er vielleicht nur mit Europäern zusammen; er sieht nur Zeitungen in englischer Sprache und hört nur englisch oder deutsch sprechen. Von den Buren sieht er gar nichts, falls er nicht zufällig die Märkte besucht, wo er einige von ihnen findet, die auf ihren Ochsenwagen Bodenerzeugnisse zur Stadt gebracht haben. Er kehrt nach Europa zurück mit der festen Ueberzeugung, dass die englische Sprache das Holländische stark verdrängt, und dass binnen kurzer Zeit ganz Südafrika vollständig anglisiert sein wird. Diese Schlussfolgerungen sind von Grund aus falsch! In ganz Südafrika sind die Bewohner der grösseren Städte, wie Kimberley, die Kapstadt und Johannesburg fast ausschliesslich Engländer, Schotten und Deutsche; das holländische Element wohnt in ganz Südafrika fast ausnahmslos auf den Farmen und wird von vielen Reisenden überhaupt nicht gesehen. Im gesamten Malmesbury-Distrikt, dicht bei Kapstadt, einem der wichtigsten Agrikultur-Distrikte der Kap-Kolonie, giebt es nicht einen einzigen englischen oder schottischen Farmer und die ärmeren Farmer britischer Abkunft, die in den östlichen Distrikten wohnen, sprechen, wie mir scheint, lieber holländisch als englisch. Auch sind die holländischen Südafrikaner eine der fruchtbarsten Rassen der Welt, Familien von 12—16 Kindern sind gar nichts Seltenes. Ich bin überzeugt, dass das holländische Element in Südafrika niemals so, wie es in Nordamerika geschehen ist, in dem englischen Element aufgehen wird“.

Dies ohne Voreingenommenheit ausgesprochene sachliche Urteil gereicht dem Engländer Selous zur Ehre!

Meine Herren! Die seit längerer Zeit befolgte englische Afrika-Politik ist kurz und bündig mit dem Satze bezeichnet worden: „Afrika englisch vom Kap bis Kairo!“ Der eifrigste Verfechter dieser Politik ist, seitdem er in Kimberley ein gesunder und reicher Mann wurde, der in den letzten Jahren oft genannte Cecil Rhodes, der früher langjährige Premier-Minister der Kap-Kolonie. (Cecil Rhodes wurde nämlich im Alter von 17 Jahren als unheilbar schwindsüchtig nach dem derartigen Kranken klimatisch sehr vorteilhaften Kimberley gesandt.)

Sie wissen, dass England von Egypten aus, welches nur mehr als englische Satrapie betrachtet werden kann, mit egyptischen Truppen, die unter englischen Führern stehen, langsam, aber stetig immer weiter nilaufwärts vordringt. Mit der Vernichtung des Mahdi und seiner Anhänger dürfte das letzte Hindernis der Unterwerfung des ganzen Sudan aus dem Wege geräumt sein. Frankreichs Versuch, durch Marchand in Faschoda einen Stützpunkt für konkurrierende Unternehmungen im Sudan zu gewinnen, misslang vor Englands Flottendemonstration, weil Frankreich den Ausbau seiner Flotte vernachlässigt hatte. Nach Ablauf weniger Jahre werden die nilaufwärtsdringenden Truppen mit den aus der englisch-ostafrikanischen Kolonie und zwar vom Viktoria Njanza her nilabwärts sich vorschiebenden Expeditionen im Bahr-El-Ghasal etwa zusammentreffen. Den nord- und zentralafrikanischen Unternehmungen Englands kommt Cecil Rhodes von Süden her durch die Unternehmungen der Chartered Company in Matabele- und Mashona-Land, neuerdings kurz Rhodesia genannt, sowie in Nord-Zambesia und Nyassa-Land entgegen.

Durch die zwischen England und dem Kongo-Staate im Jahre 1894 vereinbarte Abtretung eines 20 km breiten Landstreifens entlang der Westgrenze Deutsch-Ostafrikas, wofür England dem Kongo-Staate erlaubte, sich einen Teil des Bahr-El-Ghasal zu erobern, wäre alsdann die Verbindung zwischen Süd und Nord hergestellt, über welche hinweg die im Bau begriffene Telegraphenlinie und die ihr nachfolgende

Eisenbahn von Kapstadt nach Kairo gelegt werden sollte. An Deutschlands Einspruch scheiterte dieser Plan. Wenn somit die direkte Länder-Verbindung der englischen Kolonien in Süd und Nord zunächst unmöglich geworden ist, so haben doch die im Jahre 1898 zwischen der Regierung des Deutschen Reiches und Cecil Rhodes gepflogenen Verhandlungen dahin geführt, dass Telegraphen- und Eisenbahnlinien durch den Westen von Deutsch-Ostafrika gelegt werden, aber auf deutsche Kosten und unter deutscher Verwaltung und nicht, wie Cecil Rhodes vor der Abmachung mit dem Kongo-Staate schlau zu erreichen gesucht hatte, auf englische Kosten und geschützt durch englische Militärstationen, wodurch ein gefährlicher Einbruch in unser Interessengebiet geschaffen worden wäre.

Ein Blick auf die Karte genügt Ihnen zu erkennen, dass den englischen Ausdehnungsbestrebungen die Buren-Republiken sehr hinderlich sind. Ihre Selbständigkeit zu brechen, lag daher im Interesse englischer Politik. Um dies in friedlicher Weise zu erreichen, war es nötig, die Republiken in wirtschaftliche Abhängigkeit von der Kap-Kolonie und von Natal zu bringen. Zu diesem Zwecke wurde eifrig der Eintritt der Republiken in den südafrikanischen Zollbund betrieben, welcher Bestrebung der wirtschaftlich schwächere Oranje-Freistaat auch sich nicht zu entziehen vermochte. Zum gleichen Zwecke musste Transvaal der seit Jahrzehnten beharrlich erstrebte Zugang zum Meere verlegt werden.

Die Beseitigung der wirtschaftlichen Selbständigkeit Transvaals — die Vernichtung der Unabhängigkeit der Republik, vollzog sich dann von selbst — erwies sich im englischen Sinne um so notwendiger, seitdem Goldfelder unschätzbaren Wertes in ihrem Gebiete aufgefunden worden waren.

Die englischen Besitzungen, welche schon in den achtziger Jahren durch die Eroberung von Zululand an der Ostküste entlang weit nach Nordosten vorgeschoben worden waren, wurden daher 1894 durch die Angliederung von Tongaland bis an die Grenzen der portugiesischen Kolonie Mozam-

bique hin ausgedehnt. Als weiterhin die Eisenbahnlinie Pretoria—Delagoa-Bay in Betrieb trat und die kolonialen Einfuhrhäfen Kapstadt, Port Elisabeth, East London und Durban grosse Einbussen durch den Uebergang beträchtlicher Einfuhrmengen auf Lourenzo-Marques erlitten, auch das schweren Geldkrisen unterworfenen Portugal nicht hinreichend stark zum Festhalten seiner ostafrikanischen Kolonie erschien, da erachtete Cecil Rhodes es als dringend notwendig, die Delagoa-Bay unter englische Kontrolle zu bringen. Sehr gelegen kam daher England der Aufstand des Kaffernhäuptlings Gungunhana gegen die portugiesische Herrschaft, dessen Ausbruch von vielen südafrikanischen Stimmen geradezu Umtrieben des Cecil Rhodes zugeschrieben wurde. Der Aufstand wurde indessen von den Portugiesen unter Zurückweisung eines Unterstützungsangebots Englands und unter Verweigerung der Genehmigung zur Ausschiffung eines Landungskorps des herbeigeeilten englischen Geschwaders niedergeschlagen.

Inzwischen hatte der Goldbergbau am Witwatersrand seine weitere glänzende Entwicklung genommen; viele Millionen europäischer, besonders englischer, französischer und deutscher Kapitalien waren darin angelegt worden; der Strom zuziehender Ausländer, und zwar (da der Betrieb der Bergwerke vorwiegend in der Hand englischer Gesellschaften lag) besonders der Engländer, schwoll immer mehr an. Als eine Volkszählung im Jahre 1890 feststellte, dass die Zahl der Ausländer derjenigen der Bürger nahezu gleichkam, erschwerte die Regierung der südafrikanischen Republik die Erlangung des Wahlrechts zum ersten Volksraad, welcher in der Gesetzgebung ausschlaggebend ist, um einer Beseitigung des Burenregiments im Wege des Stimmrechts vorzubeugen. Nun musste ein kräftigerer Anschlag gegen die Republik versucht werden, welcher zugleich bestimmt war, der Chartered Company, deren Hoffnungen sich in Rhodesia nicht verwirklicht sahen, wieder gesündere Grundlagen zu geben. In der Erinnerung an einen früheren Gewaltakt, welcher die Diamant-

felder bei Kimberley in angeblicher Wahrung der Rechte eines Griqua-Häuptlings Waterboer mitten im Frieden, ohne Schwertstreich, einfach durch Annektions-Proklamation dem ohnmächtigen Oranje-Freistaat entrissen hatte, entschloss man sich im Frühjahr 1895 zu einer Ueberrumpelung Transvaals durch Handstreich. Nach längerer, sorgfältiger, planmässiger Vorbereitung rückte der Administrator Rhodesias, Dr. Jameson, mit seinen unter Führung englischer Offiziere stehenden Polizeitruppen im Transvaal ein in der Verblendung, dass der Burenstaat vor einem kräftigen Anprall nicht Stand halten würde. Er wurde aber von den wachsamem Buren bei Krügersdorp gestellt, geschlagen und mit fast der ganzen Streitmacht gefangen genommen, weil die erwartete Erhebung und Hilfeleistung der Reformpartei in Johannesburg ausblieb, denn diese wollte eine selbständige Republik erhalten, aber nicht das Land an England ausliefern.

Die englische Regierung bestritt damals auf das Entschiedenste, dass sie um den Plan des Jameson'schen Raubzuges gewusst habe. Erwog man indessen, dass die Rädelsführer nach Auslieferung an England in einem Gerichtsverfahren, welches allzutiefe Aufklärungen über die Entstehung des Raubzuges sorgfältig verhütete, zwar verurteilt, aber bald wieder begnadigt und, soweit sie Offiziere waren, wieder in die Armee eingestellt wurden, so erschienen uns Zweifel an der Richtigkeit einer Ablehnung des Einverständnisses englischer Staatsminister entschuldbar. Diese Zweifel sind durch die englischerseits, soviel ich weiss, unwidersprochen gebliebenen, durch Stead sogar bestätigten Enthüllungen der Indépendance belge, wenigstens soweit es die Mitwirkung Chamberlains betrifft, nahezu zur Gewissheit geworden. Die Ungenauigkeit der vorliegenden Nachrichten lässt nur noch nicht klar erkennen, ob Rhodes oder Chamberlain der grössere Anteil an der Veranstaltung des Raubzuges zufällt.

Die neue schwere Erschütterung des Vertrauens in die Absichten Englands erregte die Gemüter der Buren im Transvaal nicht nur, sondern in ganz Südafrika auf das heftigste.

Das holländische Element der Kap-Kolonie erinnerte sich seiner alten Stammesverwandtschaft mit den Buren der Republiken; Cecil Rhodes musste die Zügel der Republik der Kap-Kolonie an Sir Gordon Sprigg abgeben, und die nächsten Wahlen brachten überhaupt eine Mehrheit der Afrikaner in das Kap-Parlament, so dass jetzt ein Afrikaner-Ministerium unter Schreiner die Geschicke der Kap-Kolonie leitet. Die beiden Buren-Republiken schlossen einen Bündnisvertrag und begannen ihre Streitkräfte zu reorganisieren und besser zu bewaffnen. Pretoria wurde befestigt; Johannesburg erhielt eine Zwingburg; die Grenzen wurden durch vorbereitete Stellungen gesichert. Die Kriegsvorbereitung geschah theils öffentlich, mehr noch insgeheim, mit einer Vollkommenheit, mit einer Gewandtheit, deren Ergebnisse jüngst unsere Bewunderung erregten.

Die versuchte Gewaltthat mit der damit verbundenen Unterschätzung der Buren war ein schwerer politischer Fehler. Mit der Zeit würde die südafrikanische Republik vermöge des ungeheuren Zustromes der Ausländer, besonders englischer Sprache, voraussichtlich England wie ein reifer Apfel in den Schoss gefallen sein. Die Gewaltthat aber liess Buren und Afrikaner auf das Gemeinsame ihrer Interessen sich besinnen. Nunmehr erschien die Vorherrschaft Englands in Südafrika bedroht, wenn man der Bewegung unter den Buren freien Lauf liess. Es wäre interessant, dies durch das Verhältniss der Bevölkerungsstärken zu beleuchten; doch ist eine einigermaßen zuverlässige Statistik der Bevölkerung Südafrikas sehr schwer zu erlangen. Herr Missionssuperintendent Dr. Merensky schätzt nach Massgabe der Konfessionen die Bevölkerung ein, wie folgt:

Kap-Kolonie	Buren	226 474	Nichtburen	150 510
Natal-	"	4 065	"	40 350
Freistaat	"	75 443	"	2 273
Transvaal	"	80 000	"	208 750
Rhodesia	"	?	"	5 000
Buren		385 982	Nichtburen 406 883	

In dieser Zusammenstellung fällt auf, dass die Zahl der Nichtburen im Transvaal  $2\frac{1}{2}$  fach so gross ist als die Zahl der Buren; dagegen kommt die Zahl der Nichtburen in ganz Südafrika etwa der Zahl der Buren gleich. Doch ist sehr zu beachten, dass in der Zahl der Nichtburen Tausende von Angehörigen anderer Nationen als Engländer, besonders aber auch in den Kolonien Geborener sich befinden, von denen viele mit den Buren sympathisieren und freie südafrikanische Staaten der Abhängigkeit von England vorziehen.

Unter diesen Verhältnissen forderte die Aufrechterhaltung der eingeschlagenen englischen Afrika-Politik von einem vorausschauenden Minister-Kabinet, Schritte zu thun, um die Buren-Republiken unter die Botmässigkeit Englands zu zwingen. Dieselbe Massregel wünschten die Vertreter des Grosskapitals, welche von einem stärkeren Einfluss Englands auf die innere Verwaltung des Transvaals eine Erstarkung der Goldindustrie erhofften. Ein frischer fröhlicher Krieg aber eröffnete dem Spekulantentum erneute Aussicht auf fallende und steigende Kurse, auf lebhaftere Bewegung im Wertpapiermarkte und nach Niederwerfung des Transvaals auf einen boom in afrikanischen Werten, wie er noch nicht dagewesen war.

Ein mehrjähriges diplomatisches Schachspiel entwickelte sich zwischen London, Kapstadt und Pretoria. Als Stützpunkt desselben benutzte Chamberlain die Beschwerden eines Teils der Ausländer in Johannesburg. Diese gehen dahin, dass der Mehrheit der Bevölkerung ungerechter Weise das Stimmrecht vorenthalten, dass der Goldbergbau durch Monopole (insbesondere durch das Dynamitmonopol und durch hohe Eisenbahnfrachten), sowie durch bestechliche Beamte bedrückt werde, dass die Regierung schweren Golddiebstählen und der Trunksucht der schwarzen Bergarbeiter nicht steuern könne oder wolle, und dass die Sprache der Bevölkerungsminderheit als Landessprache gelte.

Ich muss davon Abstand nehmen, die gesamten verwickelten Winkelzüge des diplomatischen Ränkespiels zu beleuchten; sie sind Ihnen zudem noch aus der Tageslitteratur

in frischem Gedächtnis. Ich will nur erwähnen, dass die Transvaalregierung den Beschwerden durch Einsetzung einer technischen Untersuchungs-Kommission zu begegnen suchte. Sie fand aber die Vorschläge der Kommission zu weitgehend, während die Ausländer und England die eintretenden Reformen nicht ausreichend erachteten. Die Hetzpartei in Johannesburg setzte nun eine Petition in Umlauf, welche 21 000 Unterschriften erhielt und die Königin von England um Hilfe wegen der unerträglichen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten anrief. Darauf wurde von den Gegnern der Engländerpartei unter den Ausländern Johannesburgs eine Gegenpetition mit 25 000 Unterschriften der Transvaalregierung sowohl wie der Regierung in London überreicht, welche jener Petition nachdrücklich widersprach und sich mit der Verwaltung der südafrikanischen Republik durchaus zufrieden erklärte. Unter gänzlicher Nichtachtung der Gegenpetition wurde die Transvaalregierung von der englischen Regierung dringlicher um Abstellung der Uebelstände ersucht. Präsident Krüger erklärte sich zu Verhandlungen bereit und machte seine Vorschläge. Je mehr aber Krüger nachgab, desto mehr forderte Chamberlain; immerhin tiefer suchte dieser sich einzumischen in innere Verhältnisse der Republik, was die Buren mehr und mehr erbitterte. Als endlich Chamberlain die Suzeränitätsfrage wiederum geschickt in die Verhandlungen hineinbrachte und England mehr und mehr Truppen nach Südafrika sandte und nach der Grenze vorschob, da sahen sich die Buren in ihrem köstlichsten Gute, in der heissgeliebten Freiheit des Vaterlandes, bedroht; sie erkannten, dass Englands Endziel weniger die Beseitigung der Missstände, als vielmehr der Bruch der Selbständigkeit der Republiken sei; sie griffen zu den Waffen und überschritten die Grenze. Echte Bundestreue hat der Freistaat dem Transvaal gehalten!

Der Versuch des englischen Kabinetts, den Buren die Verantwortung für die Eröffnung des Krieges zuzuschieben, ist gänzlich misslungen. Es steht weltgeschichtlich fest, dass

England Schritt um Schritt die Buren zum Kriege gedrängt hat, gedrängt zum unvermeidlichen Kriege, denn England musste gewärtig sein, dass ein Volk solcher Vergangenheit das verhasste, wiederholt abgeschüttelte Joch nicht von neuem ohne letzten Verzweiflungskampf sich auflegen lassen würde.

Uns drängen sich nunmehr drei Fragen auf:

- 1) Welches wird das Ende des blutigen Ringens sein?
- 2) Welchen Einfluss wird die schliessliche Gestaltung auf den Goldbergbau ausüben?
- 3) Welchen Einfluss wird die schliessliche Gestaltung auf die deutschen afrikanischen Kolonien haben?

Es widerstrebt mir hinsichtlich, des Kriegsausganges eine Prophezeiung — darauf würde es hinauskommen — auszusprechen. Sie ist zudem recht schwierig bei den Ueberraschungen, welche der südafrikanische Krieg uns seither gebracht hat. Erkennen wir die Kriegstüchtigkeit der Buren voll an, so ist doch zu bedenken, dass England die äussersten Anstrengungen machen muss, wenn es seine Grossafrika-Politik nicht aufgeben und sein Ansehen im Rate der Völker nicht schwer schädigen will. In diesen Anstrengungen wird es durch gewaltige materielle Hilfsquellen unterstützt.

Drei Möglichkeiten können eintreten:

- 1) Die Bildung vereinigter südafrikanischer Staaten unter Afrikanderherrschaft, frei von England, wobei letzteres etwa auf einige Küstenplätze oder Küstenstriche beschränkt bleibt.
- 2) Die Wiederherstellung des status quo ante bellum, allerdings unter Anerkennung der Unabhängigkeit Transvaals seitens Englands.
- 3) Die Unterjochung der südafrikanischen Buren-Republiken durch England.

Bei Untersuchung der zweiten Frage, welchen Einfluss die schliessliche Gestaltung der Verhältnisse auf den Gold-

bergbau ausüben wird, braucht nur auf die dritte Möglichkeit, den Untergang der Buren-Republiken, eingegangen zu werden, weil sie allein eine Aenderung gegen den seitherigen Zustand herbeiführen würde.

Die bestehenden Monopole würden beseitigt werden. In dieser Hinsicht ist aber nur das Dynamit-Monopol in Rechnung zu ziehen. M. H.! Eine durchaus berufene Person, und zwar der Staatsbergingenieur der südafrikanischen Republik, hat berechnet, und dem ist von anderer sachverständiger Seite beigetreten worden, dass am Witwatersrand auf rund 25 sh durchschnittlicher Gesamt-Gewinnungskosten für 1 t Erz unter der Herrschaft des Monopols bei wirtschaftlich arbeitenden Bergwerken nur 2 sh 5 Pence Kosten für Sprengstoffe entfallen, d. h. 10 % der Gewinnungskosten. Unter ungeordneter Verwaltung stehende Werke zahlen allerdings mehr; doch können wir solche nicht in Berücksichtigung ziehen; sie haben die Schuld ihrer Misswirtschaft zu tragen. Eine Ermässigung dieser 2 sh 5 Pence bei Einführung freier Konkurrenz wird auf die Herabminderung der Selbstkosten ohne wesentlichen Einfluss bleiben.

Etwas mehr würde die Herabsetzung der Frachtkosten ins Gewicht fallen. Aber auch in dieser Richtung würde unter der Herrschaft der Buren eine befriedigende Aenderung einfach durch den Wettbewerb der verschiedenen bestehenden Eisenbahnlinsen eingetreten sein oder späterhin eintreten, wenn man nur einer friedlichen Weiterentwicklung des Landes Zeit liesse und nicht fortgesetzt Zündstoff zu Zündstoff häufte und die Regierung des Transvaals fortgesetzt zu reaktionären Repressivmassregeln reizte.

Man erwartet in den am Goldbergbau interessierten Kreisen von der Verminderung der Selbstkosten eine bessere Rentabilität solcher Bergwerke, welche seither wegen des Missverhältnisses der Erzeugungskosten zu dem Verkaufswerte noch keine Dividenden zahlen konnten. M. H.! Wir haben auch in Deutschland in ungünstigen Zeitläuften den Ruf der Bergbaubetreiber nach Staatshilfe vernommen.

und haben beobachtet, wie die Selbsthilfe in Gestalt der Ermässigung der Betriebskosten durch Fortschritte im Bergbau, durch zweckmässige Verminderung der Generalkosten und die Beseitigung schrankenlosen Wettbewerbs weit vorteilhafter sich erwies. Aehnliches werden wir im Transvaal erleben!

Die Berggesetzgebung der südafrikanischen Republik ist eine durchaus liberale und steht hinter derjenigen der englischen Kolonien Australiens und amerikanischer Staaten zum mindesten nicht zurück.

Die bergpolizeilichen Bestimmungen über Arbeiterschutz und Befähigungsnachweis der Grubenbetriebsbeamten sind in Anlehnung an die einschlägigen preussischen Bestimmungen allerdings schärfer gefasst als diejenigen englischer Kolonien. Dies ist aber nach unseren Anschauungen über Arbeiterschutz gewiss nicht zu tadeln. Hierin eine Aenderung zu treffen zu Gunsten der Bergwerksbesitzer liefe auf eine Verschlechterung hinaus.

Die vielbeklagten Golddiebstähle zu beseitigen dürfte einer englischen Regierung ebensowenig gelingen, wie es einer drakonischen Gesetzgebung gelungen ist, den Diamantendiebstahl zu Kimberley vollständig zu unterdrücken. Wo Edelmetalle so leicht zugänglich sind, werden sittlich schwache Menschen, sei es als Stehler oder Hehler, auch der Versuchung unterliegen.

In gleicher Weise denke ich über die vielgetadelte Trunksucht der eingeborenen Arbeiter.

Die Einführung des allgemeinen Stimmrechts endlich, m. H., — ich betone ausdrücklich, dass ich hierbei allgemeinen politischen Erwägungen fernbleibe und nur das Interesse des Goldbergbaues an der Massregel erörtere — würde der Aufrollung der Arbeiterfrage im europäischen Sinne, oder schlimmer im australischen Sinne, sofort Thür und Thor öffnen.

Wenn wir somit einerseits sehen, dass der Goldbergbau von einem Uebergange unter englische Regierungsform nichts

zu gewinnen hat, so steht andererseits fest, dass der Goldbergbau so oder so, mag England, mag Transvaal obsiegen, die Kriegskosten übernehmen muss! Darüber haben uns weder die Massnahmen der Regierung der südafrikanischen Republik, noch die Verhandlungen des englischen Parlaments im Zweifel gelassen. Uebrigens hege ich die feste Zuversicht, dass die Regierung Reformen einführen wird, sobald die bestehenden Schwierigkeiten gehoben sein werden, denn sie hat selbst das grösste Interesse daran, der Welt zu zeigen, dass sie Einsicht und guten Willen besitzt.

Ueber die dritte von mir gestellte Frage endlich urteile ich wie folgt:

Bei Erhaltung des status quo ante bellum halten die Kräfte einander das Gleichgewicht, die nötige Wachsamkeit gegenüber dem anderen Volke wird Uebergriffe Dritten gegenüber verhüten. Beim vollständigen Obsiegen eines der beiden streitenden Völker aber liegt die Gefahr nahe, dass ein erwachendes übertriebenes Machtbewusstsein den Kolonien anderer Staaten gefährlich werden kann. Da nun spreche ich offen aus, dass ich in der Umgestaltung der Verhältnisse im englischen Sinne die grössere Gefahr für unsere Kolonien erblicken muss, denn immer wieder lehrt uns die Geschichte, dass England beharrlich schonungslos und rücksichtslos über die berechtigten Interessen anderer Völker hinwegschreitet, wo es für die Ausdehnung seiner Macht und für seine Handelsinteressen Vorteile glaubt erhaschen zu können.

Die Vorgänge der letzten Jahre haben dem Vertrauen der Völker zu England einen gewaltigen Stoss versetzt!

21  
Abteilung Berlin-Charlottenburg

der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

Verhandlungen 1900/01.

Heft 2. 1899/1900

Deimling, ✓

Kapitänleutnant.

Die

# Kolonie Kiautschou

in

den ersten beiden Jahren ihrer  
Entwicklung.

Vortrag,

gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen  
Kolonial-Gesellschaft.

Berlin 1900. 3/7

Verlag von Dietrich Reimer  
(Ernst Vohsen).

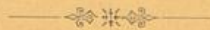
Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.  
Der stellvertretende Vorsitzende: von Ammon, Geheimer Bergrat,  
vortragender Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe.  
Der II. stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z.D. Strauch.  
Der Schriftführer: Emil Selberg.  
Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.  
Der Schatzmeister: Direktor Riecken.  
Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.  
Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.  
Fritz Friedländer.  
Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.  
Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Excellenz.  
Imberg, Rechtsanwalt.  
G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.  
Kraetke, Direktor im Reichspostamt.  
Jul. Pintsch, Kommerzienrat.  
Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.  
Simons, Major.  
W. Staudt.  
Stücklen, Fabrikbesitzer.  
Ernst Vohsen, Konsul a. D.  
Volkens, Professor.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin W., Wilhelmstrasse 68, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



Die

# Kolonie Kiautschou

in

den ersten beiden Jahren ihrer  
Entwicklung.

---

Vortrag

von

**Deimling,**  
Kapitänleutnant.



Der nachstehende Vortrag des Herrn Kapitänleutnant Deimling wurde am 29. März 1900 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Kolonialgesellschaft gehalten:

Meine Herren!

Wie sieht es im Kiautschou-Gebiet aus, was ist bis jetzt dort erreicht worden und wie wird sich die weitere Entwicklung der Kolonie gestalten? Diese Fragen beschäftigen zur Zeit, in der gerade die Eisenbahn- und Bergwerkarbeiten begonnen haben, naturgemäss die weitesten Schichten des deutschen Volkes. Es ist dabei erfreulicherweise das Interesse an dieser hoffnungsreichen Kolonie in unverändertem Masse wachgeblieben und dank der freudigen Bethätigung der Industrie und des deutschen Kapitals an den für die Weltmachtpolitik des Deutschen Reiches so dringend notwendigen Unternehmungen hat sich Kiautschou in den zwei Jahren seit der Besitzergreifung schneller und günstiger entwickelt, als selbst von den begeistertsten Konialfreunden gehofft werden konnte. Wenn Ihnen auch durch Nachrichten aller Art die Verhältnisse im Kiautschou-Gebiet im allgemeinen bekannt sein dürften, so glaube ich doch annehmen zu können, dass eine auf eigener Anschauung beruhende Schilderung des Werdeganges dieser Kolonie Ihnen einiges Interessante bieten wird.

Bevor ich aber auf die bisherige Entwicklung der Kolonie eingehe, möchte ich in grossen Zügen ein Bild der Verhältnisse in unserem Gebiete zur Zeit der Besitzergreifung geben. — In dem von uns nunmehr als Kolonie

erklärten Gebiet befindet sich keine Stadt. Tsingtau selbst war nur ein Fischerdorf, das in der letzten Zeit vor der Besitzergreifung etwas aufblühte durch die seitens der Chinesen beabsichtigte Anlage von Befestigungen und der damit verbundenen Belagerung mit Truppen.

Unter General Schang waren daselbst fünf Lager für Truppen errichtet und mit den Vorarbeiten für die Befestigungen begonnen. Die Bevölkerung des besetzten Gebietes lebt hauptsächlich von Ackerbau und Viehzucht, an den Küsten wird Fischerei betrieben. Ein Teil der Bevölkerung liegt auch der Schifffahrt ob. Industrie und Handel finden nur in beschränktem Masse statt. Der Boden ist ziemlich fruchtbar, dem fleissigen Chinesen gelingt es zwei, manchmal sogar dreimal im Jahre zu ernten. An Feldfrüchten werden gepflanzt: Weizen, Gerste, Hirse, Bohnen, süsse Kartoffeln, an einigen Stellen auch Reis und namentlich Kohl, der unter dem Namen Schantung-Kohl an der chinesischen Küste einen guten Ruf genießt.

Früchte, vornehmlich Aepfel, Birnen und Pflirsiche gedeihen vorzüglich, jedoch sind sie, da nicht veredelt, wenig aromatisch. Eine Veredelung der Obstsorten würde sich hier aber unter allen Umständen lohnen. Reben sind auch reichlich vorhanden mit wohlschmeckenden Trauben, die sich jedoch nach den in Tschifu gemachten Erfahrungen nicht zum Keltern eignen.

Von den zu unserer Kolonie gehörigen Küstenplätzen sind mit Ausnahme von Ta po thou nur Nü ku kou und Ts'ang k'ou im nördlichen und Hsüe Aschia tau im südlichen Teil des Gouvernementsgebietes als Handelsplätze von einiger Bedeutung. Erstere beiden bildeten die Hafensplätze für Tsimo. Die Ausfuhr aus denselben besteht in landwirtschaftlichen Erzeugnissen, namentlich in dem bereits erwähnten Schantung-Kohl, ferner aber in ganz beträchtlichem Masse in gepökelten Schweinen. Das zum Pökeln erforderliche Salz wird auf folgende recht sinnreiche Weise gewonnen: nördlich von Nü ku kou befindet sich ein weites,

sehr hohes, nur äusserst selten überschwemmtes Watt, dessen Sandboden sehr salzhaltig ist. Dieser Boden wird gesiebt und in flachen runden Löchern, die in dem Watt selbst aufgeworfen werden, ausgelaut. Die hierdurch gewonnene Soole wird in verschiedenen Abstufungen unter freiem Himmel der Sonne ausgesetzt und so durch Eindunstung verdickt. Schliesslich wird diese verdickte Soole in einer aus Lehm hergestellten Salzpflanze über Feuer getrocknet und so ein schönes weisses Salz gewonnen, das auch einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bildet. Die Einfuhr bestand bis jetzt hauptsächlich aus Baumwolle, die meistens in rohem Zustande eingeführt und von der Landbevölkerung zu Stoffen für den eigenen Bedarf verarbeitet wird, aus Baumwollengarn und namentlich auch aus Petroleum, das einen der Haupteinfuhrartikel in ganz China bildet. Ta pu thou, der Hafenplatz von Kiautschou, hatte auch bisher schon einen recht bedeutenden Handel; die Ein- und Ausfuhrprodukte waren im allgemeinen dieselben, wie in Nü ku kou oder Ts'angk'ou, hinzu kommen aber noch als Ausfuhr Seide, Strohgeflecht und Erdnussöl, als Einfuhr europäische Gegenstände, für welche in den grösseren Städten Schantung ein lohnendes Absatzgebiet ist, und unter denen Schlaguhren und andere Uhren keinen unbedeutenden Prozentsatz ausmachen. Der Handel von Hsüe tschiatan auf der südlichen Halbinsel hält sich in bescheidenen Grenzen und dreht sich in erster Linie um die Bedürfnisse der dortigen Bewohner.

Die Industrie in unserem Gouvernementsgebiet ist lediglich den Bedürfnissen der Bewohner angepasst und besteht in Anfertigung von Hausgeräten, Handwerkszeug, Wollgespinnsten, Töpferwaren, Zierschmuck und Feuerwerkskörpern. Landeinwärts findet dann der Umsatz aller dieser Waren, sowie der landwirtschaftlichen Erzeugnisse hauptsächlich auf dem grossen Markte von Litsim statt, der häufig von 6—8000 Menschen besucht wird. Irgend ein nennenswerter Verkehr hat sonst in unserem Pachtgebiet nicht

bestanden, erst nach der Besitzergreifung lebte er trotz der primitivsten Verkehrsmittel, unter denen der Schubkarren die grösste Rolle spielt, gewaltig auf.

Die Verhältnisse in unserer Kolonie waren nach Vorstehendem die denkbar einfachsten. Aber nicht in dem Wert des für Anlage des Hafens, der Stadt und schliesslich einer Flottenstation erforderlichen Grund und Bodens oder des bereits vorhandenen Kleinhandels liegt der Vorteil der Kolonie Kiautschou, sondern in der Geeignetheit der Bucht zur Anlage eines Hafens und vor allem in der Möglichkeit der Erschliessung und Ausbeutung der reichen Lager an Kohlen und Erzen der Provinz Schantung, sowie der Schaffung eines Absatzgebietes für unsere Industrie in dem stark bevölkerten und aufnahmefähigen Hinterland. Hierauf basiert die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie. Mit dem Bau der Bahn nach Tsinanfu, mit dem Vorgehen der Schantung-Bergbaugesellschaft ist der Anfang hierzu gemacht. Im Dezember vorigen Jahres bereits ging ein Dampfer mit 4200 t Material für den Oberbau der Eisenbahn ab. Ihm folgte im Januar der zweite mit 4800 t Eisenbahnmateriale und im März bereits der dritte Dampfer mit ebenfalls 4800 t Baumaterial für die Eisenbahn. Hand in Hand mit dem Eisenbahnbau und der Anlage der Bergwerke muss die Herstellung des Hafens und der Ausbau der Stadt gehen.

Gestatten Sie mir nun, Ihnen die Entwicklung der Kolonie in diesem Sinne an der Hand meiner eigenen Beobachtungen zu schildern:

Im April 1898 wurde ich als Leiter der See- und Landvermessungen mit einem aus 4 Offizieren, 1 Katasterbeamten, 1 Deckoffizier, 7 Unteroffizieren und 15 Matrosen bestehenden Vermessungsdetachement, das an Ort und Stelle noch durch 9 Matrosen-Artilleristen und 14 Seesoldaten verstärkt wurde, nach Tsingtau entsandt. Eine beschleunigte Aufnahme des Landes und der Bucht war für den weiteren Ausbau unbedingtes Erfordernis, denn die einzige vorhandene Karte war die aus dem Jahre 1863 stammende englische

Seekarte. Ausser den eigentlichen Vermessungen fielen dem Vermessungsdetachement noch folgende Arbeiten zu:

Astronomische Bestimmung der geographischen Lage.

Einrichtung einer meteorologischen Station.

Einrichtung eines Zeitballes.

Aufnahmen zur Anlage des Katasters.

Bei unserer Ankunft Mitte Mai 1898 fanden wir Unterkunft im Strandlager, einem der fünf zur Unterbringung der Truppen zurecht gemachten chinesischen Lager, und waren aufs Angenehmste überrascht, alles so wohnlich eingerichtet zu finden. Nur wer Gelegenheit hatte, von chinesischen Soldaten bewohnte Lager zu sehen, kann sich einen Begriff machen, was es heisst, aus diesen von Schmutz starrenden Behausungen leidliche Unterkunftsstätten für deutsche Soldaten herzustellen. Diese Arbeit hatten die Landungstruppen des Kreuzergeschwaders trotz der mannigfachen anderen an sie herantretenden Aufgaben und der Winterszeit glänzend geleistet. Da war zuerst die fast herkulische Arbeit des Säuberns der Lager vom chinesischen Schmutz zu verrichten, dann mussten Fussböden eingezogen, die Fenster, soweit nur irgend Material zu erhalten war, mit Glas versehen, Heizvorrichtungen angebracht werden u. s. w. Letztere waren, da Oefen in genügender Anzahl so schnell nicht zu beschaffen waren, oft primitivster Art. Auch den im Januar 1898 in Tsingtau eingetroffenen Besatzungstruppen blieb noch ein gutes Stück Arbeit an der Einrichtung der Lager und Verbesserung der Wege zwischen denselben übrig. Aber als wir im Mai 1898 in Tsingtau eintrafen, schien die Hauptarbeit gethan, wenn nicht die Regenzeit gekommen wäre, die im Jahre 1898 ganz besonders heftig war und von neuem und schleunigst hohe Anforderungen an die Baukunst und Arbeitsleistung der Besatzungstruppen stellte.

Bereits kurze Zeit nach der Besetzung hatten sich einige deutsche, in Ostasien ansässige Firmen in Tsingtau niedergelassen und ebenfalls in bisherigen chinesischen Häusern, die sie, so gut es ging, eingerichtet hatten, ihre

Lager und Läden errichtet. Durch die Mannigfaltigkeit der dort gebotenen Gegenstände wurden die Herrichtung der Wohnungen und die sonstigen Bauarbeiten wesentlich erleichtert. Natürlich liessen sich durch die Aussicht auf guten Gewinn auch einige chinesische Kaufleute, darunter zwei Schiffshändler, in Tsingtau nieder. Mit unserem Eintreffen in Tsingtau waren die Vermessungsarbeiten energisch in Angriff genommen. Es galt zunächst eine Aufnahme des für die künftige Stadtanlage in Betracht kommenden Gebietes und des Teiles der Bucht, wo man den Hafen anzulegen beabsichtigt, herzustellen und so die Unterlage zu dem Bebauungsplan und den Vorarbeiten für den Hafen zu liefern. Auch wurde sogleich seitens des Vermessungsdetachements eine meteorologische Station errichtet, die gerade zur rechten Zeit, d. h. bei Beginn der Regenzeit ihre umfangreichen Beobachtungen begann. Schon vorher waren durch den Gouvernementsarzt, soweit dies mit einfachen Hilfsmitteln möglich war, meteorologische Beobachtungen angestellt, die durch die Beobachtungen der vor Tsingtau ankernden Kriegsschiffe ergänzt wurden, sodass eigentlich vom Beginn der Besitzergreifung an die Witterungsverhältnisse aufgezeichnet worden waren. Wie wichtig diese Aufzeichnungen waren, namentlich die umfangreicheren während der Regenzeit, zeigte sich bald, denn nicht nur zur Beurteilung der klimatischen und sanitären Verhältnisse, sondern auch direkt für die Praxis wurden unsere Beobachtungen vielfach verwertet; so war es für die Kanalisation, die Wasserversorgung, die Aufforstung von grösster Wichtigkeit die Regenmengen, für den Hochbau und Bahnbau den Winddruck — zu kennen, u. a. mehr. Auf die klimatischen Verhältnisse werde ich später noch zurückkommen.

Inzwischen wurde beim Gouvernement mit allen Kräften an der Einrichtung des umfangreichen Verwaltungsapparates, der Regelung der Rechtsverhältnisse im Schutzgebiet und an der Lösung der wirtschaftlichen Fragen aller Art gearbeitet. Es mussten die Grundbesitzverhältnisse eingehend geprüft,

Normen für den Ankauf des Landes seitens der deutschen Regierung festgestellt und das für die Besiedelung in nächster Zeit in Betracht kommende Gebiet seitens der Regierung aufgekauft werden. Diese Arbeiten waren bei der bisherigen Aufteilung des Gebietes in unendlich viele kleine Parzellen äusserst umständlich und zeitraubend. Trotzdem konnte am 2. September mit Eröffnung des Freihafens der Bauplan öffentlich ausgelegt und die erste Landversteigerung für den 3. Oktober 1898 festgesetzt werden.

Wie verschiedentlich auch in der heimischen Presse zum Ausdruck kam, wurde vor diesem Zeitpunkt vielfach darüber geklagt, dass nicht schon längst Land zum Verkaufe freigegeben worden sei, aber wo hätte das bei den dortigen Boden- und klimatischen Verhältnissen hingeführt? Ganz abgesehen von einer mit Sicherheit zu erwartenden Preistreiberei und einem Gründertum schlimmster Art, wäre es unmöglich gewesen, die Strassen und namentlich die im dortigen Klima so unendlich wichtige Kanalisation anzulegen, wenn eine Bebauung vor Herstellung des Bauplanes zugelassen worden wäre. Auch stand keineswegs von Anfang an fest, wo der zu bauende Hafen hinkommen sollte, das konnte erst auf Grund eingehender Untersuchungen festgestellt werden, und nach der Anlage des Hafens musste sich andererseits doch der Stadtplan immerhin in mancher Beziehung richten, wenn auch schliesslich die Wohnstadt unter Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse, die man doch auch erst kennen lernen musste, nicht in direkter Nähe des Hafens entstanden ist. Einigen Interessenten wurden jedoch schon vorher Grundstücke auf Widerruf überlassen. Jetzt wo der Bebauungsplan ins Gelände übertragen, wo der grösste Teil der Kanalisation sowie einige Strassen bereits fertiggestellt sind, leuchtet, glaube ich, jedermann das damalige zielbewusste Vorgehen ein, nicht zum mindesten jedenfalls den dortigen Hausbesitzern.

Mit den Arbeiten zur Anlage der Stadt Hand in Hand ging die Abgrenzung unseres Gebietes gegen China und die

Festsetzung des Verlaufes der 50 Kilometerzone. Entsprechend dem Vertrage am 6. März 1898 wurden die Grenzen des sogenannten Pachtgebietes und der Einflusszone durch eine gemischte Grenzregulierungs-Kommission aus deutschen und chinesischen Kommissaren im Sommer 1898 endgültig bestimmt. Abgesehen von militärischen Anforderungen kam es bei Festsetzung der Grenzlinie darauf an, dass die Grenze zugleich einen kommunalen Abschluss darstellte, um Schwierigkeiten und eventuelle Auseinandersetzungen in Steuerangelegenheiten mit den chinesischen Behörden von vornherein auszuschliessen. Diese Rücksichten führten zu der gegenwärtigen Grenze, die auch noch den Vorteil brachte, dass ein grosser Teil des Lau schan in unser Gebiet fällt. Es sei mir gestattet, hier dieses herrliche Gebirge, das für Tsingtau von grosser Bedeutung ist, näher zu beschreiben.

Im Osten und Norden des nördlichen Teiles des „Pacht-“ oder wie es nunmehr heisst Gouvernementsgebietes, erheben sich hohe und steile Gebirgsketten, der Lau schan und der Tunglin schui, die eigentlich ein zusammenhängendes Gebirge bilden, das nur durch das Thal von Wulung und das Tschang tsim-Flussthal geteilt wird. Schon der Name Lau schan deutet an, dass dieses Gebirge ein steiles, schwer zu ersteigendes ist, denn das Zeichen für Lau bedeutet „Mühe haben, mühsam“, schan heisst Berg. Der Name Tunglin schui bedeutet nach den dafür verwendeten Charakteren von „Osten fliessen Wasser“, d. h. er bildet eine Wasserscheide, von der aus das Wasser für die Bewohner der Ebene von Osten her herabfliesst.

Die Gebirge bestehen aus granitischem und porphyrischem Gestein und deren Verwitterungsprodukten. Sie sind wild zerklüftet und reich an landschaftlichen Schönheiten; Bäche und Rinnsale ziehen plätschernd zu Thale. Anmutige, saftige Wiesen und Matten wechseln ab mit ausgedehnten Brennholzpflanzungen, die aber vorerst leider durch die unzweckmässige Art der Nutzung nur krüppelhaften Wuchs haben.

Selten findet man wirkliche Bäume, ausgenommen auf den Friedhöfen und bei den Klöstern und Tempeln, wo jedoch teilweise geradezu erstaunliche Bäume den Beweis liefern, dass eine Aufforstung sicheren Erfolg bieten wird. Die Bevölkerung in diesen Gebirgen ist für chinesische Begriffe spärlich, da die Steilheit der Berge im allgemeinen keine Landwirtschaft zulässt. Dies ist übrigens keineswegs ein Nachteil, denn der Europäer, der in den Bergen Erholung oder Vergnügen sucht, wird kaum den Chinesen vermissen, dem er doch in Tsingtau und überhaupt in der Ebene auf Schritt und Tritt begegnet. Schon jetzt bildet namentlich der Lau schan einen beliebten Ausflugsort für Tsingtau. Dasselbst hat sich ein Bergverein gebildet, der eine stattliche Anzahl von Mitgliedern zählt, und der es sich zur Aufgabe macht, die Schönheiten der Gebirge unserer Kolonie zu erschliessen und einem möglichst grossen Publikum zugänglich zu machen. Bereits im verflossenen Jahre hat dieser Bergverein die Errichtung einer Schutzhütte am Hoffnungspass in einer Höhe von 740 m veranlasst, wo nettes Quartier und auch Verpflegung zu erhalten ist. Ihre Königl. Hoheiten Prinz und Prinzessin Heinrich haben ihr Interesse an den Zwecken des Vereins noch besonders dadurch bekundet, dass sie der im März stattgehabten Grundsteinlegung zu der Hütte beiwohnten, die den Namen Irenebaude erhalten hat. Im Laufe des vorigen Jahres wurde die Irenebaude verschiedentlich von Touristen benutzt. Ferner war besonders der Tempel Pei tshiu schui miau im oberen Pai scha ho-Thal vielfach besucht, auch Damen hatten daselbst für einige Wochen Aufenthalt genommen. Der Besitzer des Tempels, der auch einen schwunghaften Holzhandel treibt, stellt die für chinesische Begriffe recht reinlichen Nebengebäude, im Bedarfsfalle sogar den Tempel selbst bereitwilligst zur Verfügung und zeigt sich auch sonst sehr entgegenkommend. Er scheint sogar für europäische Kultur zugänglich zu sein, wenigstens soweit man aus seinem ausgesprochenen Hang für deutsche Spirituosen schliessen kann, der so gross ist, dass es ihm weder

auf einen kleinen Munddiebstahl noch auch auf die keineswegs ausbleibenden Folgen allzugrossen Alkoholgenusses ankommt. Von diesem Tempel aus bieten sich mannigfache und lohnende Ausflüge; dicht bei den Häusern vereinigen sich zwei der Quellflüsse des Pai scha ho und bilden so ein kleines Becken, dessen klare Fluten zum Baden einladen. Bisher sind sowohl Irenebaude wie Pei tschiu schui miao am bequemsten von Scha tsy kou aus zu erreichen, zu welchem Küstenplatz man nach etwa zweistündiger Fahrt mit einem Dampfboot gelangt. Der Weg dorthin ist übrigens auch bequem zu Pferde auszuführen. Von Tcha tsy kou aus erreicht man Pei tschiu schui miao auf einem leidlich guten Wege längs des Tilly-Thales, so dass Sänften sowie Reiter dorthin gelangen können. Der Weg nach der Irenebaude am Prinzenfluss aufwärts ist beschwerlicher, aber beide Wege sind ohne sehr grosse Kosten verbesserungsfähig. Nach dem Vorstehenden ist es einleuchtend, dass der Lau schan in kurzer Zeit ein allgemeiner Ausflugs- und Erholungsort für die Ansiedler im Kiautschou-Gebiet werden wird; aber nicht nur von diesen allein, sondern von vielen der an der chinesischen Küste wohnenden Europäer wird der durch seine reine Luft sich auszeichnende Lau schan als Sommeraufenthalt aufgesucht werden, wenn erst bessere Unterkunftsverhältnisse und Verkehrsmittel geschaffen sein werden. Für Tsingtau aber, wo immerhin während der grossen Erdbewegungen Krankheiten sich nicht ganz werden vermeiden lassen, hat der Lau schan einen gar nicht hoch genug zu veranschlagenden Wert. Der Lau schan wäre auch meines Erachtens besonders zur Anlage eines Genesungsheims geeignet und zwar würde dieses am besten in der Nähe von Pei tschiu schui miao angelegt.

In grösserer Nähe bei Tsingtau findet sich kaum ein für ein grösseres Genesungsheim zu empfehlender Platz; vielleicht liesse sich ein solches am Fusse des Prinz Heinrichs nach Süden zu anlegen, jedenfalls aber nicht in der Höhe wie im Lau schan; auch stehen die Prinz Heinrichsberge dem Lau schan an Naturschönheiten und Mannig-

faltigkeit auszuführender Partien wesentlich nach. Allerdings denke ich mir dabei das Genesungsheim mehr als Erholungsort für Rekonvalescenten und sonst der Ausspannung nach anstrengender Thätigkeit Bedürftige, denn als Hospital für noch ernstlich Erkrankte vor. Natürlich müsste möglichst ein Arzt während der Sommermonate dort anwesend und Vorsorge zur Pflege von Rekonvalescenten getroffen sein. Dies hindert meiner Ansicht nach aber nicht, dass gleichzeitig daselbst, nur räumlich getrennt, eine Unterkunft für diejenigen geschaffen wird, die nur zu ihrer allgemeinen Erholung fern von der Arbeit dort oben in freier Luft und schöner Gegend einige Zeit verbringen wollen. Da ferner alle begründete Hoffnung vorhanden ist, dass mit Schaffung besserer Unterkunft, Versorgung mit gutem Trinkwasser, Fertigstellung der Kanalisation etc. die gesundheitlichen Verhältnisse in Tsingtau und Umgegend schon in Bälde wesentlich bessere werden, so dürfte sich die Anlage einer Erholungsstätte etwa in der Art wie die Luftkurorte im Schwarzwald am meisten empfehlen, namentlich auch vom Standpunkte der Rentabilität aus.

Kehren wir nun von dem Ausfluge in den Lau schan nach Tsingtau zurück, wo inzwischen die Eröffnung des Freihafens und der erste Landverkauf stattgefunden und eine ausserordentliche Thätigkeit hervorgerufen hatten. Ueberall sah man Scharen von Kulis, die hauptsächlich mit Erdarbeiten beschäftigt waren; galt es doch, das Gelände der zukünftigen Stadt, das hügelig und durch viele Schluchten zerklüftet ist, allmählich einzuebnen und für Verkehrsstrassen brauchbare Steigungen herzustellen. Vor Herrichtung der Strassen musste aber die Kanalisation geschaffen werden. Die Regenzeit des Jahres 1898 hatte gezeigt, welche gewaltige Regenmassen in kurzer Zeit fallen, — einmal wurden z. B. 126 mm Regen in 24 Stunden gemessen, — für deren sachgemässe Ableitung Sorge getragen werden musste. Die Kanalisations-Siele müssen daher eine bedeutende Weite haben, was umsomehr die Arbeiten erschwerte, als hierzu meist

umfangreiche Sprengungen erforderlich wurden. Auch die Hochbauthätigkeit liess nicht auf sich warten; in kürzester Zeit entstanden Lagerhäuser am Strande westlich des Brückenlagers. Unter Leitung der katholischen Mission wuchsen in der Chinesenstadt Ta pau tau förmlich die Häuser aus dem Boden, die, obgleich eigentlich für bessere Chinesen bestimmt, unmittelbar nach ihrer Fertigstellung bei dem herrschenden Wohnungsmangel von Europäern bezogen wurden. Diese Häuser sind übrigens auch nach unseren Begriffen ganz wohnlich und vor allem solide gebaut. Schon im November 1898 wurde der Bau des grossen Hotels „Prinz Heinrich“ in Angriff genommen, das bereits nach zehn Monaten in Betrieb genommen werden konnte, und hierdurch einem sehr dringenden Bedürfnis abgeholfen. Bisher hatten Fremde meist eine reichlich primitive Unterkunft in dem aus Chinesenhäusern hergerichteten Strandhotel oder Hotel Aegir gefunden. Im Winter 1898/99 wurde dann zwar ein kleines Gasthaus gebaut, das auch meist besetzt war, aber den Anforderungen keineswegs genügen konnte. Auch die mehr als originelle Derbheit des damaligen Besitzers, der ungefähr jedem seiner Gäste einmal die Thür gewiesen hatte, trug nicht dazu bei, dieses „Hotel“ en vogue zu bringen. Mit Freuden wurde daher die Eröffnung des Hotel Prinz Heinrich begrüsst, das selbst den hochgestellten Anforderungen an ein Hotel in Ostasien in jeder Weise gerecht wird. Um aber auch dem weniger Bemittelten gute Unterkunft zu gewähren, wird ein zweites etwas einfacheres Hotel in nächster Zeit erbaut. Beide Hotels werden bei dem zunehmenden Fremdenverkehr recht gut bestehen können.

Nachdem die Arbeiten an der Kanalisation und am Strassennetz vorgeschritten waren, begann Anfang vorigen Jahres die private Bauthätigkeit mit dem Errichten von Wohnhäusern auch in dem Teile der Stadt zwischen Brückenlager und dem alten Tsingtau, wo sich nun schon eine Anzahl meist sehr praktisch angelegter, den klimatischen Verhältnissen rechnungstragender Häuser befindet. Trotzdem ist das

Bedürfnis an Wohnungen noch sehr gross, und mit Freuden ist es daher zu begrüßen, dass tüchtige Unternehmer nunmehr die Herstellung von Wohnhäusern im grossen übernommen haben. Seitens des Gouvernements sind inzwischen folgende Hochbauten in Angriff genommen und teilweise auch schon durchgeführt worden: Auf dem Diederichsberg ist eine Signalstation und ein Mannschaftswohnhaus mit Turm, einer kleinen Burg ähnlich, erbaut worden, die weithin sichtbar die deutsche Kriegsflagge trägt. Eine Kaserne mit Stallungen für die Feldartillerie ist fertiggestellt, der Bau zweier Kasernen, für je eine Kompagnie des III. Seebataillons bestimmt, ist einer hiesigen Firma zum Bau übergeben. An denselben wird mit äusserstem Nachdruck gearbeitet, um ihre Fertigstellung bis zum 1. Juli dieses Jahres, dem ungefähren Beginn der Regenzeit, zu bewirken. Gelingt dies, was, soweit ich unterrichtet bin, bestimmt zu erwarten ist, so giebt diese Arbeitsleistung nicht nur ein glänzendes Zeugnis der den Bau ausführenden Firma, sondern liefert auch den Beweis, wie weit vorgeschritten die technischen Hilfsmittel in Tsingtau sind, denn das meiste Baumaterial wird an Ort und Stelle geschaffen und bearbeitet. In der That ist auch die gewerbliche Entwicklung erfreulich vorgeschritten. Abgesehen von einer grossen Anzahl Ziegeleien, unter denen sich eine allen modernen Anforderungen entsprechende Grossziegelei befindet, von Kalkbrennereien, von Steinbrüchen u. s. w., sind zwei Maschinenschlossereien, ein Dampfsägewerk, zwei Buchdruckereien und eine kleine elektrische Zentrale entstanden. Der Bau des Gouvernementslazarets ist soweit gefördert, dass im November vorigen Jahres das bisherige Barackenlazarett aufgegeben werden konnte und dass die Vollendung des neuen Lazarets noch vor Beginn des Sommers erwartet werden kann. Um dem dringendsten Bedürfnis abzuhelpen, waren im April vorigen Jahres mehrere Tropenhäuser für Gouvernementszwecke hinausgesandt worden und zwar ein Wohnhaus für den Gouverneur und zwei Häuser als Baubüros und Wohnungen für Baubeamte. Diese Häuser

haben sich auch im Winter verhältnismässig gut bewährt, können natürlich aber nur als provisorische Unterkunftsräume dienen. Fertiggestellt sind ferner das sogenannte Bataillonshaus, das als Wohnhaus für den Kommandeur des Seebataillons dient und gleichzeitig die Geschäftsräume dieser Truppe aufnimmt, und das Gebäude der Hafen- und Strassenbauverwaltung.

Zur Ausführung dieser mannigfachen Bauten war natürlich ein ganzes Heer von Arbeitern erforderlich, die denn auch in Massen, gelockt durch den verhältnismässig hohen Verdienst (40—50 Pf. pro Tag für den gewöhnlichen Kuli) herbeiströmten. Schon vor Beginn der eigentlichen Bauthätigkeit im April 1898, zu einer Zeit also, wo fast nur von unseren Truppen an der Verbesserung der Lager und Verkehrswege gearbeitet wurde, hatte sich die Bevölkerung Tsingtaus bereits verfünffacht. Die Frage der Unterbringung dieser Chinesen wurde um so brennender, da sowohl der Ausdehnung der Stadt wegen als auch namentlich aus gesundheitlichen Rücksichten an die Niederlegung des Dorfes Tsingtau gegangen werden musste. Nach verschiedenen Notbehelfen, wie das berüchtigte Mattendorf bei Ta pau tau, die jedoch sich keineswegs bewährten, wurde mit der Anlage eines neuen Dorfes bei Yang tschia tsún, des Marktes Táitung tschen, begonnen. Etwa 4—5 Monate nachdem der Platz abgesteckt war, wohnten schon reichlich 6000 Chinesen daselbst. Auch das dicht dabei gelegene Dorf Yang tschia tsém hat sich erheblich erweitert, namentlich um der aus Obertsingtau zugewanderten Bevölkerung Unterkunft zu gewähren. Letzteres Dorf ist niedergelegt, auch einen grossen Teil von Untertsingtau hat bereits das gleiche Schicksal ereilt. Grosse Sorgfalt muss bei den Niederlegungs- und Abräumungsarbeiten darauf verwendet werden, den unter diesen Wohnstätten befindlichen verfeuchteten Boden abzutragen, um jedwede Krankheitskeime von Grund aus auszurotten.

Die Arbeiten des Hafenbaues treten namentlich beim grossen Hafen noch nicht so zu Tage, wie dies ja in der

Natur der Sache liegt, doch sind dieselben auch kräftig gefördert worden. Für die Hafengebauten war übrigens keinerlei Inventar an Ort und Stelle zu bekommen, es musste dies vielmehr fast ausschliesslich aus Deutschland bezogen werden.

Die Vorarbeiten für den Hafengebäude nahmen naturgemäss eine längere Zeit in Anspruch. In erster Linie kam es darauf an, vor Aufstellung des endgültigen Projektes genaue Untersuchungen über die Beschaffenheit des Grundes anzustellen, namentlich, ob durch Baggerung allein eine genügende Tiefe hergestellt werden kann. Die angestellten Bohrungen haben nun ein sehr günstiges Resultat ergeben. Auf Felsgrund wurde erst in Tiefen von über 10 m, an einzelnen Stellen sogar erst von 18 m unter Niedrigwasser gestossen, sodass sich selbst für die tiefgehendsten Schiffe ausreichende Tiefen durch Baggerung erreichen lassen und somit kostspielige Sprengungen voraussichtlich vermieden werden.

Die Schüttung des Dammes für den grossen Hafen ist wesentlich gefördert. Eine besondere Feldbahn führt einen Teil des Materials hierzu vom Bismarcksberge an den Hafen, der andere Teil wird mit Dschunken und Zampans von einem südlich vom Tángkou am Strande befindlichen Steinbruch zum Hafen gebracht.

Welche Massen zur Schüttung des Wellenbrechers erforderlich sind, mag man daraus ersehen, dass etwa 100 000 Eisenbahnwaggons Gestein hierzu verschüttet werden müssen; doch ist an Steinen ja kein Mangel in Tsingtau. In ca. 4 Monaten wird trotzdem voraussichtlich der Damm zwischen der Hafeninsel und dem daneben liegenden Riff bis zur Hochwassergrenze aufgeschüttet sein und somit einen schon sehr wesentlichen Schutz für die weiteren Arbeiten bieten.

Der beim Dorfe Ta pau tau im Bau befindliche sogenannte kleine Hafen für kleinere Fahrzeuge, der auch als Bauhafen für das Schwimmdock und für Bagger dienen wird

soll im Herbst dieses Jahres in Betrieb genommen werden. Die zur Durchführung des Hafenbaues erforderlichen Hilfsbauten haben der Gegend nördlich von Tsingtau ein besonderes Gepräge verliehen, denn ausser der erwähnten Feldbahn und einer Schmalspurbahn bei Hsiaupautau sind zur Unterbringung des Personals und Materials beim kleinen Hafen, auf Ma tsching tau (dem bisherigen Women Island), zu beiden Seiten des Yang tschia tsun Thales und dieses selbst weit aufwärts überall eine Menge Baracken und teilweise auch Steinhäuser entstanden, die die Gegend ungemein beleben.

Bei dieser Gelegenheit sei noch die Einrichtung der für die sichere Ansteuerung und Einfahrt benötigten Leuchtfeuer erwähnt. Das Leuchtfeuer auf der Halbinsel Yu nni san an der äussersten Ecke der Halbinsel bei Tsingtau ist in Angriff genommen und wird im Laufe des Jahres in Betrieb genommen werden. Auf Tscha lien tau ist bereits im Dezember 1898 seitens der Vermessung ein provisorisches Leuchtfeuer errichtet worden, da ein solches zur sicheren Ansteuerung der Kiautschou-Bucht namentlich für Schiffe, die zum ersten Male in diese Gegend kommen, dringend notwendig erschien. Später wird dieses Feuer durch ein 21 Seemeilen weit sichtbares Leuchtfeuer ersetzt. Schliesslich werden noch mehrere kleine Nebenfeuer, so auf dem Hufeisenriff und der Arcona-Insel erbaut, die noch in diesem Jahre in Betrieb genommen werden dürften.

Der Eisenbahnbau, dieser wichtigste Faktor für die Entwicklung des Verkehrs der Kolonie Kiautschou, ist energisch in Angriff genommen. Der Bahndamm ist sowohl bei Tsingtau wie bei Ta pu tou, dem Hafenplatz der Stadt Kiautschou, begonnen und im ganzen schon über 20 km weit aufgeschüttet.

Wie man sieht, hat also die Bau- und gewerbliche Thätigkeit in unserer Kolonie bisher eine recht günstige Entwicklung gehabt. In den verflossenen beiden Jahren dürfte geleistet worden sein, was in dieser Beziehung mit

den vorhandenen Mitteln zu leisten war. Auch fernerhin wird es noch erheblicher Mittel bedürfen, um die begonnenen und weitere für die Entwicklung Kiautschou's erforderliche Bauarbeiten auszuführen. Aber nach Fertigstellung dieser Arbeiten wird sich das aufgewandte\* Kapital in schönster Weise verzinsen.

Die Thätigkeit auf den zahlreichen anderen Gebieten eingehend zu schildern, würde hier zu weit führen. Die beiden dem Reichstage vorgelegten Denkschriften\*) betreffend die Entwicklung von Kiautschou geben ein anschauliches Bild von dem Vorwärtsgang der Arbeiten auf allen Gebieten. Hier aber möchte ich noch die energisch begonnene Aufforstung und die Inangriffnahme einer Wasserleitung hervorheben. Letztere besonders hat sich im vergangenen Jahre als dringend notwendig erwiesen, da infolge der auffallend geringen Niederschläge im Sommer 1899 die angelegten Brunnen kaum dem Bedürfnisse entsprachen und auch nicht immer einwandfreies Wasser lieferten. Die neue Wasserleitung entnimmt ihr Wasser aus dem Hai po Flusse, in dem weit flussaufwärts in einer Höhe von 21 m über N. N. noch ca. 0,8 m unter dem Bett nach einer längeren regenlosen Periode brauchbares Wasser gefunden wurde. Die Flüsse und Bäche in unserem Gebiete versickern kurz nach den Regengüssen, sowie sie in die Ebene kommen, im Sande ihres Bettes und fließen unterirdisch dem Meere zu. Durch Nachgrabung ist aber stets in ihrem Bett Wasser zu erhalten und zwar, je tiefer man geht, um so besseres Wasser, da der feine Sand filtrierend wirkt. An der erwähnten Stelle soll daher in genügender Tiefe das Wasser geschöpft und

---

\*) Denkschrift betreffend die Entwicklung des Kiautschou-Gebiets mit Karten, Tafeln und Panoramen. Ausgearbeitet vom Reichs-Marine-Amte. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin. Preis M. 8.—.

Das Kiautschou-Gebiet. Kartenkrokis und Statistische Tabellen. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin. Preis M. 12.—.

in Rohrleitungen nach Tsingtau geleitet werden. Die Fertigstellung dieses Werkes wird nicht unwesentlich dazu beitragen, die Gesundheitsverhältnisse in Tsingtau auch im Sommer günstig zu gestalten.

Ueber die Gesundheitsverhältnisse in Tsingtau und in unserem Schutzgebiet sind so viele, zum Teil übertriebene oder irrig Nachrichten hierher gelangt, dass ich nicht umhin kann, auch in diesem Vortrage darauf einzugehen. Bei meiner Rückkehr hierher vor ca. sechs Wochen stiess ich fast überall auf viel zu schwarze Ansichten in dieser Beziehung. Man war erstaunt, mich nach zweijähriger, ich darf wohl sagen anstrengender Thätigkeit unverändert zurückkommen zu sehen und mit noch erhöhter Begeisterung für Kiautschou und das Leben daselbst. Gewiss, der Gesundheitszustand im verflossenen Sommer und Herbst war keineswegs ein guter zu nennen und der Prozentsatz an Toten ein beträchtlicher, namentlich in Anbetracht des Alters der Verstorbenen. Dabei darf man aber nicht ausser Acht lassen, dass wir es in erster Linie mit einer Typhusepidemie zu thun hatten und ausserdem die Ruhr an der ganzen chinesischen Ostküste im verflossenen Jahre besonders heftig auftrat.

Beide Krankheiten sind aber in ursächlichen Zusammenhang mit den örtlichen Verhältnissen zu bringen; denn die durch die Chinesen verursachte Bodenverunreinigung und in Zusammenhang damit die mangelhafte Wasserversorgung, sowie die unzureichenden Wohnungsverhältnisse müssen als Hauptursache für das weite Umsichgreifen und die schweren Folgen dieser Krankheiten angesehen werden. Und darin liegt immerhin ein grosser Trost, denn hier kann mit menschlichen Mitteln ein wesentlicher Wandel geschaffen werden. Zum Teil ist dies schon geschehen, durch strenge Ueberwachung des chinesischen Arbeitervolkes in Bezug auf Verunreinigung der Baustätten etc., durch beschleunigte Inangriffnahme von Kasernen und sonstigen Wohnbauten und wie schon erwähnt durch Anlage einer Wasserleitung. Es wäre in der That verfehlt, aus den wenig günstigen sanitären Ver-

hältnissen des vorigen Sommers und Herbstes allgemein auf ein schlechtes Klima im Kiautschou-Gebiet schliessen zu wollen.

Das dortige Klima ist dem Süden Europas nicht unähnlich. Vor allem haben wir dort ausgesprochene vier Jahreszeiten. Einem kalten, teilweise stürmischen, sonst aber nicht unangenehmen Winter folgt ein kurzer, sehr angenehmer Frühling, an den sich dann ein feuchter, regnerischer Sommer reiht, in dem jedoch die Luftwärme nicht die Grade übersteigt, welche sie auch im deutschen Binnenlande erreicht. Die Hitze wird jedoch etwas mehr empfunden, einmal wegen der grossen Feuchtigkeit und dann wegen der geringen Abkühlung in der Nacht. Aber ähnlich wie hier treten auch dort im Juli und August kühlere Tage auf, an denen die Temperatur unter 25° Celsius bleibt. Der Sommer 1898 war sehr feucht und reich an Niederschlägen, auch nach Aussage der ansässigen Chinesen direkt abnorm, während der verflossene verhältnismässig regenarm war. Interessant dürfte ein Vergleich der Regenmengen des vorigen Jahres während der Monate Juli, August und September zu Tsingtau, Hamburg und Kiel sein, es fiel nämlich

im Juli	zu Tsingtau	109	zu Hamburg	65	zu Kiel	113
„ August	„	55	„	34	„	42
„ September	„	6	„	81	„	181
in diesen 3 Mon.						
mithin	„	170	„	180	„	336

mm Regen. Aus dieser Tabelle erhellt, dass auch in dieser Beziehung das Klima im Kiautschou-Gebiet kein so abnormes ist. Dabei möchte ich aber, um nicht der Schönfärberei geziehen zu werden, hervorheben, dass sich die Feuchtigkeit der Luft in Tsingtau ganz anders geltend macht wie hier und daher der Sommer die wenigst angenehme Jahreszeit ist. Der Herbst fängt spät an und ist nur kurz, aber mild und angenehm. Nach dem Gesagten können wir mit dem Klima in unserer Kolonie Kiautschou ganz zufrieden sein, wir haben

dort kein den Körper erschlaffendes Tropenklima, sondern Verhältnisse, die den unsrigen sehr ähnlich sind, und fast nur äussere Einflüsse lassen das Leben in Tsingtau noch nicht immer zuträglich erscheinen. Hierbei möchte ich noch besonders betonen, dass diese nachteiligen Einflüsse in erster Linie in und um Tsingtau vorhanden sind, während die weniger bevölkerten Gegenden, namentlich die Gebirge, nach den bisherigen Erfahrungen völlig frei davon sind. Schon im verflossenen Herbst wurde ein Teil der Reconvalescenten nach den vorgeschobenen Grenzwachen Tsáng kón und Scha tsy kòu zur Erholung geschickt.

Um das Bild von den Verhältnissen im Kiautschou-Gebiet vollständig zu machen, bedarf es noch einer kurzen Schilderung des Lebens der Kolonisten. In erster Linie erfordert die Thätigkeit in der Kolonie ernste Arbeit, die aber um so dankbarer ist, als man in den meisten Fällen das Fortschreiten derselben und schliesslich den Erfolg sieht. Die Wohnungsverhältnisse sind wie gesagt noch dürftige, aber sie bessern sich von Monat zu Monat. Die Verpflegung dagegen ist gut und mannigfaltig, man braucht im Kiautschou-Gebiet keineswegs in dieser Beziehung schlechter zu leben als in der Heimat, im Gegenteil glaube ich sagen zu können, dass man sich dort, wenigstens in Tsingtau und Umgegend, im allgemeinen besser verpflegt, was auch in anbetracht der an den Körper herantretenden höheren Anforderungen nur gerechtfertigt ist. Verschiedene Stellen des Strandes, namentlich der an der Clara-Bucht, haben einen vorzüglichen Badestrand, und im verflossenen Sommer hatte sich bereits ein reges BADELEBEN an der Clara-Bucht entwickelt. Auch zum Sport bietet sich in Tsingtau gute Gelegenheit; die Billigkeit der dortigen Pferde ermöglicht fast jedermann, sich in der Reitkunst zu üben, und am Sonntag-Morgen sieht man allenthalben Reiter und Nichtreiter sich hoch zu Rosse tummeln. Gleichzeitig bietet auch das Pony vorerst noch das beste Verkehrsmittel, sodass schon hierdurch auf das Vergnügen des Reitens hingewiesen wird.

Von den gewiegteren Reitern wird eifrig dem Polospiel gehuldigt. Ferner wird namentlich auch von den Damen Tennis und Golf gespielt. Das Betreiben ausgedehnten Sportes ist mit Freuden zu begrüßen, denn nach meiner persönlichen Erfahrung trägt mannigfache körperliche Bewegung wesentlich zum Wohlbefinden, ja, ich möchte fast sagen, zur Erhaltung der Gesundheit bei. So erkrankten z. B. von meinen Mannschaften des Vermessungsdetachements im vergangenen Jahre im ganzen nur vier Mann ernstlich und diese waren ausschliesslich im Zeichenbureau und im Lager beschäftigte Leute, während die bei den Arbeiten im Felde thätigen Mannschaften sich einer guten Gesundheit erfreuten; obwohl an sie, so namentlich an das Hilfspersonal der Topographen, ganz bedeutende körperliche Anforderungen gestellt werden mussten und dabei ihre Verpflegung und Unterkunft bei den weiten Entfernungen von Tsingtau eine dürftige war. Auch zu gesunder Bewegung durch schöne Spaziergänge und Ausflüge bietet sich für unsere Kolonisten in Tsingtau gute Gelegenheit. Partien nach dem nahen Lanschan lohnten noch jedem die damit etwa verbundenen Mühen, aber auch in der näheren Umgebung Tsingtaus finden sich hübsche Spaziergänge. Ausser hinreichender Bewegung empfiehlt sich eine mässige Lebensweise, doch ist auch in dieser Beziehung vor Uebertreibung zu warnen. Meiner persönlichen Ueberzeugung nach kann man draussen im allgemeinen die gewohnte Lebensweise weiter führen, nur muss man Unmässigkeiten zu meiden suchen, da sich dieselben dort meist schwerer rächen. Nicht unwesentlich dürfte ferner auf das körperliche Wohlbefinden eine gute Stimmung einwirken; man grüble nur nicht immer darüber nach, ob man krank werden könne, sondern sei bestrebt, die Annehmlichkeiten und Abwechslungen, die sich bieten, unbefangen zu geniessen. Und für letztere ist in Tsingtau immerhin, wenn auch naturgemäss noch in beschränktem Umfange, gesorgt. So trägt z. B. die Kapelle des III. Seebataillons viel zur Unterhaltung bei. Lakonisch abgefasste Plakate, wie „heute Nachmittag

grosses Konzert, 8 Mann Blech“ laden Sonntags zum Besuche des Hotel Aegir oder der bairischen Kneipe der Gebrüder Heimann ein. Einmal in der Woche spielt die Musik im Hotel Prinz Heinrich, dann aber vollzählig und nicht nur mit „Blech“, sondern mit Streichinstrumenten. Allerhand Veranstaltungen wie Partien grösserer Gesellschaften tragen ferner zur Kurzweil bei. Mehrere Kegelbahnen und Billards sind bereits vorhanden. Auch ein reger geselliger Verkehr ist angebahnt, nur ist zu hoffen, dass noch mehr Damen in die Kolonie kommen.

An Unterhaltung und Abwechslung fehlt es also nicht, was aber vielen fehlt, ist Zeit hierzu, doch auch die wird sich finden, wenn erst ruhigere Verhältnisse eingetreten sind und der ganze Entwicklungsgang in feste Formen geleitet ist.

Man wird mir zugeben, dass nach allem bisher Gesagten die Kolonisten in Tsingtau keineswegs ein beklagenswertes Leben führen, wie es bisweilen darzustellen versucht wurde. Es mag ja von hier aus etwas einförmig erscheinen, wenn man aber bedenkt, dass das Leben der Kolonisten in erster Linie in Arbeit, in erspriesslicher, segensreicher Arbeit im Interesse des Vaterlandes und des eigenen Herdes besteht und dass sich Gelegenheit zur Erholung in mannigfachem Sport und einfacher, freundlicher Geselligkeit bietet, so wird man zugeben, dass das Leben dort im Gegenteil für viele sehr begehrenswert erscheint. Man frage nur die von dort Zurückgekehrten, ob sie wieder nach Kiautschou wollen, viele derselben werden eine freudig zustimmende Antwort erteilen. Wie viel Neues und Anregendes bietet sich aber auch jedem — er mag einen Beruf haben, welchen er wolle, — beim Entstehen einer derartigen Kolonie, beim Erschliessen einer bis dahin kaum gekannten Gegend, und auf jedem Posten kann der einzelne sein Scherflein zur Förderung des grossen Ganzen beitragen.

Hierin liegt ein grosser Reiz der Arbeit in der Kolonie, eine Triebfeder für jeden einzelnen, sein bestes Können einzusetzen. Möge die Arbeitsfreudigkeit den Pionieren draussen erhalten bleiben durch thatkräftige Unterstützung aus der Heimat, dann wird die Kolonie Kiautschou weiter wachsen, blühen und gedeihen und in Bälde die ersehnten Früchte bringen.

3/

Abteilung Berlin-Charlottenburg

der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

Verhandlungen 1900/01.

Heft 3. 1899/1900

---

Lic. Dr. Paul Rohrbach. ✓

Russische  
Kolonisation in Asien.

---

Vortrag,

gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen  
Kolonial-Gesellschaft.

---

Berlin 1900.

Verlag von Dietrich Reimer  
(Ernst Vohsen).

K 317

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.  
Der stellvertretende Vorsitzende: von Ammon, Geheimer Bergrat,  
vortragender Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe.  
Der II. stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z.D. Strauch.  
Der Schriftführer: Emil Selberg.  
Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.  
Der Schatzmeister: Direktor Riecken.  
Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.  
Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.  
Fritz Friedländer.  
Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.  
Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Excellenz.  
Imberg, Rechtsanwalt.  
G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.  
Kraetke, Direktor im Reichspostamt.  
Jul. Pintsch, Kommerzienrat.  
Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.  
Simons, Major.  
W. Staudt.  
Stücklen, Fabrikbesitzer.  
Ernst Vohsen, Konsul a. D.  
Volkens, Professor.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin W., Wilhelmstrasse 68, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



Russische  
Kolonisation in Asien.

Vortrag

von

Lic. Dr. Paul Rohrbach.



Russische

Der nachstehende Vortrag von Lic. Dr. Paul Rohrbach wurde am 28. Mai 1900 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehalten:

Meine hochverehrten Damen und Herren!

Durch die Natur der Dinge ist es für die russische Macht, die sich nach Asien hin ausdehnt, eine Notwendigkeit, dass an drei Stellen des Kontinents verstärkte Interessenzentren entstehen. Das erste dieser Zentren liegt im vorderen Mittelasien in einer Landschaft, die man kurzweg als Turkestan bezeichnen kann, und zwar das westliche Turkestan. Das östliche Turkestan ist chinesisch. Mit einem glücklichen Ausdruck, den der Major Graf York von Wartenburg vom grossen Generalstabe gefunden hat, ist das Vordringen der Russen in Mittelasien bezeichnet worden als die Jagd nach einer Grenze. In früheren Zeiten ist ernsthaft doch nicht davon die Rede gewesen, die russische Grenze in Mittelasien so weit namentlich nach Süden auszudehnen, wie es jetzt geschehen ist. Kühne Pläne und hochfliegende Projekte sind von einzelnen Leuten gefasst worden; Gegenstand ernster Politik ist dergleichen kaum gewesen. Aber Russland entbehrt nach dieser Richtung hin der natürlichen Grenzen. Der Zustand beständiger Unsicherheit im Kampf mit den nomadischen und räuberischen muhammedanischen Völkern in Mittelasien brachte es mit Naturnotwendigkeit mit sich, dass man immer weiter ging, um die Grenze überhaupt zu sichern. Bereits in den sechziger Jahren konnte man mit Sicherheit absehen, dass dieses Vordringen nicht eher zum Stehen

kommen würde, als bis die Russen festere politische Gebilde, als es die mittelasiatischen Räuberstämme und Räuberchanate waren, erreicht hatten: Persien, Afghanistan, das englische Einflussgebiet am Hindukusch. So ist es in der That auch gekommen. Es gehört nicht hierher, auszuführen, in wie geschickter und erfolgreicher Weise bei der endgiltigen Festsetzung der Grenze sowohl gegenüber Persien als auch gegenüber Afghanistan von den Russen verfahren worden ist.

In dieses Kapitel der Sicherung der Grenze gegen die mittelasiatischen Raubstaaten und Raubstämme gehört auch ursprünglich die Erbauung der transkaspischen Eisenbahn. Die transkaspische Eisenbahn ist bekanntlich erbaut worden auf Verlangen des Generals Skobelev, der mit der Niederwerfung der turkmenischen Stämme in Transkaspien beauftragt war und erklärte: Das kann ich mit Sicherheit nicht machen, wenn ich nicht wenigstens bis in die Nähe von Geok-Tepe eine Eisenbahn bekomme. Die Eisenbahn wurde ihm bewilligt, und die Unterwerfung der Turkmenen gelang vollständig.

Nun stand man nach der Niederwerfung der Turkmenen vor der Frage: was soll aus der mittelasiatischen Bahn werden? Es gab gewichtige Stimmen, die gegen die Fortführung waren, weil man zunächst nicht recht wusste, wohin man eigentlich mit ihr sollte. Die gegenteilige Ansicht drang durch; die Bahn wurde durchgeführt bis an den Oxus, dann weiter nach Buchara und Samarkand. Jetzt ist sie bis nahe an die chinesische Grenze nach Andidschan, mit einer nördlichen Zweiglinie nach Taschkent, weitergebaut worden. Nach Süden hat sie eine Zweiglinie bis zur afghanischen Grenze erhalten und ist neuerdings aus der Verwaltung des Kriegsministeriums in die Verwaltung der Zivilbehörden übergegangen, heisst auch jetzt nicht mehr transkaspische, sondern mittelasiatische Eisenbahn.

Diese transkaspische oder mittelasiatische Bahn hat nun in wirtschaftlicher Beziehung eine Folge gehabt, von der sich die ersten Erbauer wenig haben träumen lassen. Noch

unabhängig von dem Bahnbau verdankte man den Anregungen des genialen Generalgouverneurs von Turkestan, General Kaufmann, dass im Lande Versuche mit der Förderung der Baumwollenkultur gemacht wurden. Als bald zeigte sich erstens, dass dieser Anbau einschlug, und zweitens, dass die transkaspische Bahn, wenn sie bis in die eigentlichen Baumwollengebiete verlängert würde (das ist Andidschan, der jetzige östliche Endpunkt in der Landschaft Ferghana), für den Baumwollenbau und Baumwolllexport von der allergrössten Bedeutung sein würde.

Bekanntlich rangiert Russland unter den Baumwolle verbrauchenden Staaten an einer der ersten Stellen, allerdings noch in erheblichem Abstände von England, aber ziemlich gleich mit Deutschland. Russland ist mit Bezug auf seine äusserst hoch entwickelte und enorme Werte repräsentierende Baumwollenindustrie in derselben Lage wie wir, dass es seine gesamten Rohstoffe aus Amerika und Egypten über See beziehen muss. Jetzt ist Aussicht vorhanden, ich will nicht sagen, den gesamten Baumwollenbedarf der russischen Industrie in Turkestan zu erzeugen — das würde etwas zu optimistisch sein, namentlich für die sehr hohen und feinen Sorten —; aber man wird doch in einem Jahrzehnt in Turkestan so weit sein, dass für den Fall eines wirklichen Ausbleibens der überseeischen Baumwollenzufuhr keine verderbliche, vernichtende Krisis über die russische Baumwollenindustrie hereinbricht. Was das bedeuten will, wird man ermessen, wenn man sich an die Folgen des amerikanischen Sezessionskrieges in den sechziger Jahren für die englische, deutsche, überhaupt für die europäische Industrie erinnert. Es ist also ein ganz unvergleichlicher wirtschaftlicher Vorteil, den sich Russland durch seine Position in Mittelasien und die mittelasiatische Bahn sichert.

Die mittelasiatische Baumwollenkultur ist abhängig von zwei Faktoren. Der eine ist das Wasser, der andere sind die Arbeitskräfte. Es regnet in Mittelasien nicht so viel, dass man irgendwelche nennenswerten Kulturen auf den Regen-

fall bauen könnte, sondern es muss künstlich bewässert werden. Ich kann an dieser Stelle nicht das eigentümliche Irrigationssystem der Eingeborenen genauer beschreiben; es steht von Alters her in Uebung, ist in seiner Art ganz vortrefflich angelegt und erdacht, funktioniert jedenfalls sehr gut und kann, wenn europäische Nivellierung, überhaupt europäische Technik hinzukommen, noch vervollkommen werden. Es ist Wasser genug vorhanden wegen der grossen Menge der von den hohen Schnee tragenden Gebirgen gespeisten Rinnsale. Namentlich die Landschaft Ferghana, ein altes Seebecken, heute ein kesselähnliches Thal von mächtigen Dimensionen, ist für die künstliche Irrigation mit fliessendem Wasser über die Felder hin ausgezeichnet geeignet. Auch der Syr Darja, der Oxus, der Sarefschan und einige andere Flüsse sind für die Bewässerung zu gebrauchen. Allerdings, wenn man den Oxus und den Syr in den Dienst der Bewässerung stellen will, gehören dazu gewaltige Kapitalien. Man muss gleich ein ganzes Fürstentum durch ein System von Kanälen erschliessen, sonst lohnt es nicht. Im ganzen ist Land genügend da, um die Baumwollenkultur noch weit auszudehnen; es hat sich auch gezeigt, dass die höheren amerikanischen und ägyptischen Sorten sich gut akklimatisieren lassen.

Dazu kommt, dass die Eingeborenen, die sich mit dem Anbau wesentlich beschäftigen, in der Stadt wie auf dem Lande ein vortrefflicher Schlag sind. Man nennt sie Sarten. Dieser Ausdruck bezeichnet keine Nationalität, sondern bedeutet ansässige Leute, die entweder in der Stadt ein Gewerbe oder auf dem Lande irgend eine Kultur treiben. Die Sarten sind grossenteils iranischen Stammes, Verwandte der alten Perser, zum Teil aber auch turanische Turkmenen usbekischer Herkunft. Sie haben keineswegs einerlei Sprache. Ein Teil spricht türkische, ein Teil iranische Mundarten; aber sowohl die türkischen wie die iranischen Sarten sind fleissige Bebauer des Bodens.

Die Baumwollenkultur in Mittelasien ist uralt. Daher sind die Leute anstellig und begreifen ausgezeichnet, was es

bedeutet, wenn man ihnen besseren Samen giebt, mit dem sie mehr erzeugen, mehr pflanzen und viel mehr Geld verdienen können. So ist also dort diese Sache in einer höchst gedeihlichen Entwicklung.

Freilich kommt hinzu, dass die Russen es ausgezeichnet verstehen, mit diesen muhammedanischen Eingeborenen umzugehen — ein sehr wichtiges und langes Kapitel. Es wird einem das klar, wenn man die Art und Weise der Russen mit der Art der Engländer vergleicht. Ich bin selbst auf der mittelasiatischen Bahn gefahren. Man hat dort besondere Wagen für die Eingeborenen konstruiert, da sie eine andere Art zu sitzen haben, als die Europäer, und es für sie eine Tortur sein würde, einige Male 24 Stunden lang auf einer Sitzbank zu sitzen. Sie haben Pritschen, je zwei übereinander, auf denen sie nach asiatischer Sitte mit untergeschlagenen Beinen kauern. Diese Sitzgelegenheit benutzen auch Russen niederen Standes! Man kann die Beobachtung machen, dass Eingeborene und Russen, namentlich die gemeinen Soldaten, die einfachen Bauern und Ansiedler, der Regierungsgewalt, repräsentiert durch das Beamtentum, ganz gleich gegenüberstehen. Es ist dort kein Unterschied der Kaste, kein Unterschied der Rasse zu merken. Der Russe tritt in Mittelasien nicht auf als ein kraft seiner Rasse, seines Blutes, seiner Zugehörigkeit zu einem weissen europäischen Volke besser berechtigter Mensch, sondern er ist ein Unterthan des einen absoluten Herrschers so gut wie der Eingeborene. Dadurch verliert die russische Herrschaft in Turkestan sehr viel von dem Stachel, den jede Fremdherrschaft hat, — nicht alles, aber doch viel. Es bleibt immer das bestehen, dass eine fremde ungläubige Macht über rechtgläubige Muhammedaner, Bekenner des Propheten, herrscht, und das wird schwer empfunden. Solche religiöse Motive haben auch kürzlich zu einem Krawall in Ferghana geführt, der aber keinen bedenklichen Umfang erreichte und nicht schwer zu unterdrücken war.

Fassen wir alles zusammen, so finden wir erstens ein

für Baumwollenkultur seit Alters passendes Land, zweitens eine geeignete eingeborene Bevölkerung und drittens eine rationelle Behandlung der Eingeborenen. Was dagegen als ein ungünstiges und erschwerendes Moment in Betracht kommt, das ist der Mangel an Unternehmungsgeist und Kapital in der russischen Gesellschaft. Der russische Kapitalist getraut sich noch nicht recht, ist noch nicht gewohnt, sein Geld in solche Unternehmungen in der Ferne, in Mittel-asien, zu stecken. Läge Turkestan in der unmittelbaren Einflusssphäre einer westeuropäischen kapitalkräftigen Gesellschaft, so würde man ohne Frage heute dort noch viel weiter sein.

Die Anwendung der russischen Erfolge auf das, was wir in der Türkei planen, liegt natürlich ausserordentlich nahe. Wir werden ja nicht in der Lage sein, die anatolische und die Bagdadbahn durch ein Gebiet vorzutreiben, das uns gehört, wie Turkestan den Russen; aber wir werden, wenn wir weiter nach Nordsyrien und in die Tigrislandschaften, nach Mossul und Erbil, kommen, auf Gebiete treffen, die z. B. für den Baumwollenbau mindestens ebenso geeignet sind wie Turkestan, und wir werden dort auch eine Bevölkerung finden, die, richtig behandelt, fähig ist, dasselbe zu leisten, was die Sarten in Turkestan leisten. Vielleicht werden wir dann dasselbe erleben, was jetzt die russische Industrie erlebt: dass sie erstens einen grossen Teil ihrer Baumwolle aus Turkestan beziehen kann, und dass sie zweitens mit dem Gelde, das sie dafür dorthin schickt, die Eingeborenen zu kaufkräftigen Abnehmern der russischen Manufakturzeugnisse macht. Ein Teil des russischen Geldes für Baumwolle fliesst nicht nach Amerika, sondern zu den eigenen Unterthanen in Mittelasien; daher erfolgt ein ziemlich rasches Steigen der dort ansässigen, Landbau und Baumwollenkultur treibenden Bevölkerung, und damit eine Hebung der Steuerkraft und der gesamten Ertragsfähigkeit des Landes.

Auf unsere Verhältnisse übertragen, müssen wir hoffen, dass die Dinge in der Türkei für uns einmal ähnlich liegen

werden und dass wir dort einmal, sagen wir, die Hälfte unseres Baumwollenbedarfes durch die Eingeborenen produzieren werden. Haben wir erst die Eisenbahn, auf der wir die Baumwolle verfrachten können, so wird das Geld aus Deutschland dorthin fließen statt nach Amerika und Egypten, und jene unsere zukünftigen Lieferanten für Baumwolle werden kaufkräftig werden für die Erzeugnisse unserer Industrie. Das ist die Entwicklung der Dinge, wie sie, wenn nicht Störendes, Hinderndes dazwischen tritt, nach Analogie der russischen Verhältnisse für uns in der Türkei, sobald die Bagdadbahn vorgeschritten ist, zu erwarten steht.

Das zweite Zentrum, wohin sich naturgemäss eine stärkere Aktion der russischen Macht gerichtet hat und noch richtet, liegt in Ostasien. Man muss es durchaus aussprechen und bekennen, dass — wenigstens soweit es für den in das politische Getriebe nicht Eingeweihten erkennbar ist — die russische Regierung unter allen kontinentalen europäischen Mächten die erste gewesen ist, welche die ganz unvergleichliche Wichtigkeit Ostasiens für das Leben der europäischen Grossstaaten erkannte. Das Siegel darauf war der Befehl zur Erbauung der transsibirischen Eisenbahn.

Bis dahin, wo die Schilka, der linke Quellfluss des Amur, schiffbar wird, ist die Eisenbahn fertig, d. h., man kann in Berlin oder sonstwo in Europa einsteigen, kann bis zur Schilka fahren, dort einen Dampfer besteigen und zu Schiff Chabarowka am unteren Amur erreichen; von dort bis Wladiwostok am Stillen Ozean besteht wieder Eisenbahn. Es ist also in den Sommermonaten, wenn der Amur offen ist, schon jetzt eine Dampfstrecke über Land von Lissabon bis zum Stillen Ozean vorhanden. Die Zeit, die man benötigt, um von Berlin bis Wladiwostok zu kommen, unter Einschaltung des Dampferverkehrs auf dem Amur, würde etwa 20—22 Tage betragen, was eine grosse Differenz zu Gunsten des Landweges gegenüber dem Seewege nach Ostasien bedeutet. Es ist daher zu erwarten, dass der Post- und Personenschnellverkehr wenigstens nach den nördlicheren

Häfen Ostasiens in den Sommermonaten schon in diesem Jahre über Russland und die sibirische Pacificbahn geleitet wird.

Ich setze nun weiter als bekannt voraus, dass die eigentliche Amurstrecke der Bahn nicht ausgebaut wird, sondern dass statt dessen die Strecke quer durch die Mandschurei im Bau begriffen ist, mit einem geraden Arm nach Wladiwostok und mit einem südwärts heruntergehenden nach Port Arthur. Welches ist nun die unmittelbar praktische Bedeutung dieser Bahn? Zunächst dieses, dass, wenn der russische Kaiser irgend einer beliebigen Truppenmenge befiehlt, sich nach Ostasien in Marsch zu setzen, keine Macht der Welt diese Armee früher aufhalten kann, als bis sie da steht, wo der Zar sie einstweilen haben will, sagen wir z. B. in Peking. Keine europäische Macht, selbst England nicht mit seiner kolossalen Flotte, ist im stande, auch nur annähernd mit dieser Fähigkeit Russlands, militärische Macht in Ostasien zu entfalten, zu konkurrieren.

Was bedeutet die Bahn weiter? Sie bedeutet, dass alles Land nördlich vom Gelben Meer Russland anheimfällt — nicht sofort in dem Sinne, als ob nun im nächsten oder übernächsten Jahr die russische Fahne überall gehisst und etwa die Mandschurei samt Tschili in Russland inkorporiert werden würden; dass gewiss nicht! Aber für die Zukunft kann eine solche Entwicklung doch nicht hintangehalten werden, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann die Gebiete nördlich vom Gelben Meer — Peking eingeschlossen — so oder so russisch werden. Das will gegenüber China noch nicht so sehr viel besagen. Peking hat in China eine ganz exzentrische, periphere Stellung; der natürliche Schwerpunkt des Landes liegt gar nicht da; er liegt viel weiter nach Süden. Immerhin ist es einstweilen die politische Hauptstadt und der Mittelpunkt einer sehr bevölkerten Provinz.

Ueber die Bevölkerungsverhältnisse der Mandschurei existieren keine zuverlässigen Angaben; sie schwanken zwischen 9 und 25 Millionen. Nehmen wir daraus einen gewissen mittleren Durchschnitt, sagen wir 15—20 Millionen, und sehen

wir vorläufig von dem Gebiet um Peking selbst vollständig ab, so wird man leicht ermessen, was auch nur die eine Thatsache bedeutet, dass ein Gebiet mit soundsoviel Millionen Menschen durch die Bahn — politisch will ich zunächst noch nicht sagen, aber militärisch und wirtschaftlich ohne Frage — in vollständige Abhängigkeit von Russland gelangt. Es ist nicht so sehr bekannt, dass gegenwärtig in der Mandchurei an russischen Truppen ein volles Armeekorps steht — auf „chinesischem“ Gebiet! —, und zwar längs der Flusslinien und längs der projektierten Eisenbahn, eingeschlossen den Kriegshafen von Port Arthur.

Den vorläufigen Schlussstein für diese Politik der Expansion in Ostasien hat Russland dadurch gelegt, dass es einen mächtigen Kriegshafen in Port Arthur schafft, und dass es eine neue Handelsstadt in grossem Stile auf derselben Halbinsel, auf der Port Arthur liegt, erbaut, Dalnij. Diese Stadt Dalnij soll einmal der beherrschende Handelsmittelpunkt auf der ganzen Nordseite des Gelben Meeres werden, soll also für die russische Einfluss- und Interessensphäre dasselbe werden, was Tsintau für uns werden soll und Hongkong für die Engländer ist.

Wie sehr sich Russlands Chancen durch die Erbauung der Bahn verbessert haben, mögen Sie aus der einen Thatsache entnehmen, dass man bis jetzt noch nicht imstande ist, im russischen Amurgebiet so viel Getreide zu produzieren, dass die Bevölkerung und das Militär, das dort steht, mit dem Korn, das an Ort und Stelle wächst, ernährt werden können, sondern das Getreide muss aus San Franzisko und aus Japan, z. T. auch aus China gebracht werden. Nehmen wir den Fall einer kriegerischen Verwicklung in Ostasien, welche Verpflegungsschwierigkeiten für die bedeutenden russischen Truppenmengen würden sich ergeben, zumal wenn sich die Sache etwas in die Länge zieht, — angenommen, die Eisenbahn existierte nicht!

Dergleichen wird Ihnen beweisen, dass die Erbauung der Bahn allein unter diesem Gesichtspunkte eine absolute

Notwendigkeit war. Direkt ausgelöst worden ist der Entschluss durch die Einsicht in die rapide Entwicklung und entschlossene grosspolitische Stellungnahme Japans. Als man in Russland keinen Zweifel mehr daran hegte, dass Japan willens und stark genug sei, als ostasiatische Grossmacht aufzutreten, durfte Russland mit der Erbauung der Bahn nicht mehr zögern. Natürlich hat man das nicht gleich aller Welt gesagt, und es ist jetzt merkwürdig zu lesen, was für Einwendungen und Möglichkeiten in der Presse und in der Oeffentlichkeit vorgebracht wurden, als man mit dem Bahnbau begann: Die Bahn liege viel zu nahe an der chinesischen Grenze, sei also militärisch zu unsicher, sie würde sich nie rentieren u. dgl. m. Niemand aber kam auf den Gedanken, dass Russland dieses Werk aus keinem anderen Grunde baue, als um für den Zeitpunkt, wann es aller Welt aufgegangen sein würde, dass in Ostasien ein Gravitationszentrum wirtschaftlicher und politischer Interessen von unvergleichlichem Gewicht für alle Staaten liegt, die überhaupt noch auf Grossmachtsstellung reflektieren wollen, gerüstet zu sein, und in unwidersprechlicher Weise hier seine Hand mit anlegen, als bestimmende Macht mit auftreten zu können. In der That ist das durch diesen Bahnbau in der glänzendsten Weise gesichert.

Weiter hat man gesagt: Diese Bahn führt durch ein menschenleeres, unproduktives und zu keiner Produktivität zu bringendes Gebiet, durch Sibirien. Bis zu einem gewissen Grade ist es richtig, dass Sibirien in der That zwischen Russland und Ostasien etwas Aehnliches bedeutet wie die turkmenische Wüste zwischen Russland und Mittelasien: ein räumliches Hindernis von gewaltiger Ausdehnung, das überwunden werden muss und nur durch eine Eisenbahn überwunden werden kann.

Es ist meiner Ueberzeugung nach fraglich, ob man für Sibirien einen grossen Menschenzuwachs, eine grosse Getreideproduktion u. dgl. erwarten darf. Es kommt freilich darauf an, was man in das Wort „gross“ hineinlegen will.

Sibirien hat jetzt etwa 5 Millionen Einwohner; sagen wir: diese Zahl kann sich verdoppeln, sagen wir: sie kann sich verdreifachen. Damit wäre aber das Maximum erreicht, und zwar aus folgendem Grunde: in Sibirien kann Ackerbau nur in ganz extensiver Weise betrieben werden, d. h. nicht mit künstlicher Düngung, nicht mit teuren Maschinen, nicht mit Drainage und ähnlichen Elementen einer hohen agrarischen Kultur. Wenn man dies berücksichtigt, und wenn man ferner berücksichtigt, dass Sibirien nicht schwarze Erde hat — was man dort schwarze Erde nennt, ist ganz etwas Anderes, als was in Zentral- und Ostrussland so heisst —, und wenn man weiter berücksichtigt, dass die Zone, in der es soviel frostfreie Tage im Jahre giebt, dass Getreide, Roggen, Weizen zum Reifen gelangen, sehr schmal ist, so ist nicht zu erwarten, dass Sibirien eine sehr grosse Menge russischer Auswanderer aufnehmen und viel Getreide auf den Weltmarkt liefern wird.

Dagegen wird sich ein Strich relativ dichter Besiedelung längs der Bahn durch Sibirien hinziehen. Was jetzt bereits entstanden ist, welch eine Menge Menschen sich dort hingezogen hat, was für neue Städte, obgleich sie offiziell als Städte kaum bekannt sind, ja kaum einen Namen haben, aus der Erde geschossen sind, das erinnert vollständig an die Erscheinungen bei der Erbauung der grossen amerikanischen Pacificbahn durch den Kontinent, wo man die Bahn auch durch die Wüste vortrieb und die Städte längs der Bahn wie die Pilze emporwuchsen. Kein Mensch hat das anzunehmen gewagt. Die ganze Kalkulierung der Eisenbahneinnahmen, des Verkehrs hat damit nicht gerechnet, und jetzt ist die Güterbewegung der sibirischen Bahn bereits so stark, dass man mit dem vorhandenen Material sie nicht mehr bewältigt.

Es ist meine Absicht, mich im Laufe dieses Jahres durch Turkestan und Sibirien nach Ostasien zu begeben. Ich hoffe, wenn ich zurück bin, im Anfang des nächsten Jahres, Ihnen, meine verehrten Damen und Herren, Weiteres und Näheres aus eigener Anschauung über diese Dinge vortragen zu können.

Nun zu dem dritten Punkt! Wenn Sie die gewaltige Ländermasse auf der Karte ansehen, die russisch ist, selbst in Betracht gezogen, dass Sibirien nur mit einem Teil seines scheinbaren Gewichtes wirklich wiegt, so wird Ihnen sofort klar werden, dass ein Territorium, welches sich von der deutsch-österreichischen Grenze bis an den Stillen Ozean, bis ans Eismeer, bis ins iranische Hochland und bis zum Pamir-plateau erstreckt, unmöglich ohne Ausgang nach Süden bleiben kann. Der nördliche Ausgang kommt wenig in Betracht. Die Eismeerhäfen, der Ob und der Jenissei sind nicht absolut wertlos; es ist ziemlich viel Baumaterial für die Bahn durch das karische Meer über den Jenissei herangebracht worden; aber eine grosse Güter- und Handelsbewegung kann über diese Häfen nicht stattfinden. Es muss also nach einem Ausgang nach Süden gesucht werden, und dieser Ausgang kann ohne kriegerische Verwickelungen nur durch Persien erfolgen. Das türkische Reich ist ein viel zu fest gefügtes und geschlossenes politisches Gebilde, als dass es sich gefallen lassen könnte, dass zwei europäische Mächte, Deutschland und Russland, einen Schienenstrang von solcher Wichtigkeit mitten durch sein Gebiet durchtreiben. Ueber Afghanistan würde die Sache mit grosser Wahrscheinlichkeit zu einem Konflikt mit England führen, ausserdem gehört bereits das ganze Territorium Belutschistan offiziell zu Britisch-Indien. Russland könnte also einen Hafen dort nicht mehr bekommen; übrigens soll es auch gar keine Häfen an der Küste von Belutschistan geben.

Es bleibt also nur Persien übrig, die Küste zwischen den Mündungen des Euphrat und dem britischen Belutschistan. Da giebt es nun zwei Ansatzmöglichkeiten für eine russische Eisenbahnverbindung. Die eine liegt im Westen; dort ist bereits angefangen zu bauen. Zunächst ist der Kaukasus durch eine Bahn umgangen und die Linie über Tiflis bis Kars vorgetrieben. Dann soll sich über Eriwan die Fortsetzung der Bahn nach Persien anschliessen. Bis Täbris werden bereits Vorarbeiten gemacht. Von Täbris aus könnte

man nach Süden gehen bis Buschir, wo das Meer erreicht wird. Buschir ist der wichtigste und belebteste Handelsplatz am persischen Golf. Die andere Möglichkeit ist, dass sich die Linie zum Indischen Ozean an die transkaspische Bahn ansetzt statt an die transkaukasische, und dass sie ihren natürlichen Endpunkt an der Strasse von Bender Abbas erhält. Weiter müsste dann eine Verbindung zwischen Täbris-Teheran und dieser östlichen Strecke hergestellt werden.

Von diesen persischen Linien kann man grösstenteils nicht sagen, dass sie sich bereits im Stadium des festen Projektes befinden; wenn das der Fall sein sollte, so entzieht sich das jedenfalls bis jetzt der öffentlichen Kenntnis. Man kann aber sagen, dass früher oder später eine von ihnen oder vielleicht beide mit Naturnotwendigkeit etwa in der skizzierten Richtung gebaut werden müssen. Ob man den Indischen Ozean bei Buschir resp. Bender Abbas erreicht, wovon in den Zeitungen vor einiger Zeit so viel die Rede war, oder weiter östlich, was für Russland insofern von Vorteil wäre, als es sich dort ausserhalb der Meerenge von Ormus befände, die vielleicht von einer überlegenen Flotte gesperrt werden könnte, lässt sich nicht sagen.

Es ist selbstverständlich, dass ein russisches Durchdringen zum südlichen Weltmeer die allerstärksten Beklemmungen in England hervorrufen müsste. Wenn Russland einen Ausgang nach dem Indischen Ozean hat, wird es ihn befestigen und wird eine Flottenstation ersten Ranges daraus machen, wie es eine solche aus Port Arthur macht. Die gegenwärtige Krisis in Südafrika ist von Russland benutzt worden, um in Persien gewisse Vorrechte zu erlangen; welcher Art diese im einzelnen sind, wird man schwer feststellen können. Ich glaube nicht, dass das, was man in den Zeitungen liest, gerade den Kern der Sache richtig trifft.

Das wäre ungefähr ein Ueberblick über die Lage der russischen kolonialisatorischen Ausdehnung in Asien. Fassen wir alles noch einmal kurz zusammen! In Mittelasien ergab sich den Russen, zunächst ungewollt, mit einem Male eine

wirtschaftliche Perspektive ersten Ranges durch die Baumwollenkultur und die transkaspischen Linien. In Ostasien war es die Wichtigkeit einer unangreifbaren Verbindung dorthin, die gewährleistet, jederzeit ein Stück Macht in die Wagschale werfen zu können, die zunächst zu dem sibirischen Bahnbau geführt hat. Ob diese Bahn nach Ostasien die grossen und günstigen wirtschaftlichen Folgen für Russland haben wird, die sie eigentlich haben müsste und die man sich davon verspricht, hängt davon ab, wie weit es Russland gelingen wird, seine Unternehmungslust, seine Intelligenz, sein Kapital, schliesslich auch seine Menschen für ostasiatische Unternehmungen in Bewegung zu bringen. Endlich der dritte Punkt, Persien ist noch am meisten Zukunftsmusik, aber doch bereits seit langem ein Gegenstand des ernsthaftesten Interesses und der eingehendsten Erwägungen in Russland.

Von entscheidender Wichtigkeit ist es nun, dass Russland diese ganze Politik nur dann machen kann, wenn es fest entschlossen ist, den Frieden zu bewahren, wenigstens für eine so weit absehbare Zukunft, wie man in politischen Dingen überhaupt von Zukunft sprechen kann. Die Ziele, die man mit diesen grossen Bahnbauten in Persien, in Ostasien und nach Ostasien verfolgt, sind wirtschaftlicher Natur. Man will den Machtbereich, den Geltungsbereich, den Tributbereich, der der russischen Industrie zur Verfügung steht, erweitern. Aber die russische Industrie ist eine Sache, die, ich will nicht sagen, auf gefährdeten Füßen steht, aber die zu dem Aufschwung und der Blüte, die man ihr in Russland wünscht, nur gelangen kann, wenn jede Erschütterung, z. B. schon jede Erschütterung des Kredits, und jede Störung ihrer ruhigen Entwicklung vermieden wird. Nehmen wir an, es käme in den nächsten Jahren zu einer schweren Krisis, so wäre eine Menge Kapital und Kraft, die man in Russland auf Industrielles verwendet hat, ins Wasser geworfen; schwerlich würde Russland eine Krisis ersten Ranges wirtschaftlich gut überstehen. Wir können also mit Sicherheit annehmen, Russland will Frieden, will auf die allerehrlichste Weise Frieden.

Daraus ergibt sich selbstverständlich für uns, dass es in unserem dringenden Interesse liegt, diese Richtung der russischen Politik mit unserer Sympathie zu begleiten und kein Bedenken zu tragen, sobald sich eine praktische Möglichkeit bietet, diesen Sympathien auch thatsächlichen Ausdruck zu geben.

Um nur z. B. eins zu nennen: Die persische Bahn wäre schon erheblich weiter, wenn mehr flüssige Mittel in Russland vorhanden wären; aber die sibirische Bahn hat so enorme Summen gekostet, dass man nur bewundern kann, wie es überhaupt möglich war, den grössten Teil der Baukosten aus laufenden Mitteln zu nehmen, statt aus Anleihen. Es ist Russland nicht möglich, zugleich in Persien und in Ostasien zu bauen, falls der Staatskredit nicht in einer, vielleicht bedenklichen Weise angespannt werden soll. Die Zeit wird aber kommen, wo die ostasiatischen Bahnen fertig sind und die persischen in Angriff genommen werden sollen. Sehr möglich, dass man sich dann an den europäischen, den französischen und den deutschen Geldmarkt wendet; sehr möglich, dass wir dann in der Lage sind, unserer Sympathie mit den Tendenzen der russischen Politik realen Ausdruck zu geben. Eine so überwältigende Machtstellung Russlands, dass sie uns an sich gefährlich werden könnte, ist schon aus dem Grunde wenig wahrscheinlich, dass, wie gesagt, der ganze Bau noch auf sehr lange Jahre hinaus nur unter der Voraussetzung solide fundiert ist, dass der Weltfriede erhalten bleibt. Nur in diesem Falle bedeutet die Arbeit, die Russland gethan hat und thut, nicht einen ungeheuren nutzlosen Aufwand von Kapital und Arbeit.

Damit lassen Sie mich schliessen! Wie gesagt, ich hoffe, dass ich im nächsten Jahre in der Lage sein werde, Ihnen aus eigener Anschauung mehr von der Lage der Dinge in Ostasien zu erzählen.

Ueber Tropenhygiene, Dr. Schön . . . . .	M. 0.60.
China, in ethischer, industrieller u. politischer Beziehung, von Brandt, Wirkl. Geh. Rat Kaiserl. Deutscher Ge- sandter a. D. . . . .	M. 0.60.
Deutsche Kolonien in Australien, Dr. Franz Kronecker . .	M. 0.30.
Die Goldlagerstätten und der gegenwärtige Stand des Goldbergbaues in Australasien, Schmeisser, Ober- bergrat . . . . .	M. 0.80.
Meine Reise nach Brasilien, Dr. Hermann Meyer . . . .	M. 0.40.
Der Kampf um den Ostasiatischen Handel, mit Karte, C. Busley, Professor, Geh. Regierungsrat . . . . .	M. 1.20.
Reisebilder aus Deutsch-Süd-West-Afrika mit Karte, Th. Rehbock, Regierungs-Baumeister . . . . .	M. 1.—.
Ueher mit Karte, Glauning, Prem.-Lieutenant in d. Kaiserl. Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika . . . . .	M. 1.—.
Ein Ausflug nach Kiau-Tschou, Franzius, Geh. Ober-Baurat, mit an denselben anknüpfenden Ausführungen von Excellenz Wirkl. Geh. Rat von Brandt nebst einer Karte von Ostasien mit der Kiau-Tschou-Bucht in drei- fachem Farbendruck . . . . .	M. 1.—.
Die Wirtschaftliche Entwicklung Deutsch-Ostafrikas, mit 3 Karten und 6 Abbildungen, Dr. Stuhlmann, Regierungs- rat und Abteilungschef beim Gouvernement von Ost- Afrika . . . . .	M. 1.50.
Meine Aequatorial-Ostafrika- u. Uganda-Expedition 1896/97, mit 1 Karte von Dr. Max Schöller . . . . .	M. 1.20.
Meine Reisen in Syrien und Palästina. Mit besonderer Berücksichtigung der dortigen Deutschen Tempel- gemeinden v. Said Ruete, Prem.-Leutn. Mit 1 Karte . . . .	M. 0.80.
Aerztliche Beobachtungen in den Tropen, Dr. R. Koch, Geh. Medizinalrat, Professor . . . . .	M. 1.20.
Deutsch-Südwest-Afrika, Major Leutwein, Kaiserl. Landes- hauptmann. Mit einer Karte. 1898 . . . . .	M. 1.—.
Eine starke Flotte — eine Lebensbedingung für Deutsch- land. Von einem Vaterlandsfreunde . . . . .	M. 0.30.
Kolonien und Flottenfrage. M. von Brandt, Wirkl. Geh. Rat, Kaiserl. Deutscher Gesandter a. D. . . . .	M. 0.60.
Betrachtungen über die Transvaalfrage und die Verstimmung zwischen Deutschland und England von Vs. . . . .	M. 0.30.
Was ist Kiautschou wert? Dr. Michaelis, Oberregierungsrat .	M. 0.50.
Das Tote Meer und der Untergang von Sodom und Gomorrha. Dr. Max Blanckenhorn. Mit einer Karte und 18 Voll- bildern nach Original-Aufnahmen . . . . .	M. 1.—.
Die Deutschen und der Orient. Ein Umblick und ein Aus- blick von Carl Conradt. 1898 . . . . .	M. 1.—.
Ergebnisse meiner Reisen in Deutsch-Ostafrika. W. Born- hardt, Bergassessor. 1899 . . . . .	M. 0.60.
Aus der Deutsch-Ostafrikanischen Mission. Pater Adams. Mit einer Karte. 1899 . . . . .	M. 1.—.
Industrielle und Eisenbahnunternehmungen in China. M. v. Brandt, Wirkl. Geh. Rat, Kaiserl. Deutscher Ge- sandter a. D. . . . .	M. 1.20.

Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen),  
Berlin SW., Wilhelm-Strasse 29.

— **Zweites Hundert-Tausend!** —  
**Kleiner Deutscher Kolonialatlas.**

Herausgegeben von der  
**Deutschen Kolonial-Gesellschaft.**  
Dritte, durch eine Karte von Ost-China, Kiau-Tschou und Samoa vermehrte Auflage.

2 Uebersichtskarten und 6 Karten der Schutzgebiete.  
Preis gebunden in Leinwand 1 Mark, geheftet 60 Pfennig.

v. François,  
früher Kommandeur der Schutztruppe u. Landeshauptmann a. i. in Deutsch-Südwestafrika.

**Deutsch-Südwest-Afrika.**

Geschichte der Kolonisation bis zum Ausbruch des Krieges mit Witbooi im April 1893.

Preis eleg. geb. M. 10.—. • Mit zahlreichen Kartenskizzen. • Preis geheftet M. 8.—

**Kriegführung in Südafrika**

von  
Major a. D. Curt von François,  
früher Kommandeur der Schutztruppe u. Landeshauptmann a. i. in Deutsch-Südwestafrika.

Preis 1 Mark.

**Deutsch - Südwest - Afrika.**

Seine wirtschaftliche Erschliessung  
durch die Nutzbarmachung des Wassers  
von

Th. Rehbock.

Mit Lichtdrucken und Karten.

Preis eleg. geb. M. 14.—, kart. M. 12.—.

**Deutsch-Südwest-Afrika.**

96 Lichtdrucke nach Photographien aus  
dem Herero- und Namalande,  
während einer Forschungsreise 1896/97  
aufgenommen von

Th. Rehbock.

Quer-Oktav. — Mit einer Karte.

Preis eleg. geb. M. 8.—.

**Vom Mittelmeer zum Persischen Golf.**

Durch den Hauran, die Syrische Wüste und Mesopotamien  
von Dr. Max Freiherr von Oppenheim.

Zwei Bände gr. 8<sup>o</sup> mit 72 Vollbildern, über 200 Abbildungen im Text und drei Karten von R. Kiepert.

Preis elegant gebunden M. 20.—.

**SCHANTUNG**

und seine Eingangspforte

**KIAUTSCHOU**

von

Ferdinand Frhr. von Richthofen. Preis elegant gebunden M. 10.—.

**Karte von Gransvaal**

und der angrenzenden Gebiete  
zur Übersicht der Stellungen der Streitkräfte  
der Buren und Engländer in Südafrika.

Masstab 1:5 000 000.

↔ Preis 60 Pfennig. ↔

Mit 3 grossen Karten ausser Text  
(1 topographische und 1 geologische Karte der  
Provinz Schantung u. 1 Karte des nordöstlichen  
China),

3 kleinen Karten im Text

und

9 Lichtdrucktafeln.

**Karte von Natal**

1:800 000

und

Spezialkarte von Ladysmith, Colenso und  
Umgebung.

im doppelten Massstabe.

↔ Preis 80 Pfennig. ↔

Druck von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW.

4

Abteilung Berlin-Charlottenburg

der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

Verhandlungen 1900/01.

Heft 4. 1899/1900

Dr. C. F. Lehmann,

Privatdozent der alten Geschichte an der Universität Berlin.

Armenien  
und  
Nordmesopotamien  
in  
Altertum und Gegenwart.

Vortrag,

gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen  
Kolonial-Gesellschaft.

Berlin 1900.

Verlag von Dietrich Reimer  
(Ernst Vohsen).

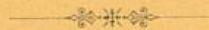
Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.  
Der stellvertretende Vorsitzende: von Ammon, Geheimer Bergrat,  
vortragender Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe.  
Der II. stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z.D. Strauch.  
Der Schriftführer: Emil Selberg.  
Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.  
Der Schatzmeister: Direktor Riecken.  
Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.  
Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.  
Fritz Friedländer.  
Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.  
Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Excellenz.  
Imberg, Rechtsanwalt.  
G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.  
Kraetke, Direktor im Reichspostamt.  
Jul. Pintsch, Kommerzienrat.  
Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.  
Simons, Major.  
W. Staudt.  
Stücklen, Fabrikbesitzer.  
Ernst Vohsen, Konsul a. D.  
Volkens, Professor.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin W., Wilhelmstrasse 68, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



Armenien  
und  
Nordmesopotamien  
in  
Altertum u. Gegenwart.

Vortrag

von

Dr. C. F. Lehmann,

Privatdozent der alten Geschichte a. d. Universität Berlin.



Der nachstehende Vortrag des Herrn Dr. C. F. Lehmann wurde am 6. März 1900 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Kolonialgesellschaft gehalten\*):

Hochgeehrte Versammlung!

Als ich vor einer Reihe von Jahren an der Berliner Universität zum Doktor philosophiae promoviert wurde, habe ich unter anderem meiner Dissertation die These angehängt, dass dasjenige Volk, dem es gelänge, Babylonien und Mesopotamien wieder der Kultur zu erschliessen, sich ein grosses Verdienst um sich selbst und um die Welt erwerben würde. Ich knüpfte mit dieser These an eine Aeusserung des bekannten Orientalisten Sprenger an. Damals ahnte ich nicht, dass ich noch einmal hierüber vor einer deutschen Kolonialgesellschaft sprechen würde und zwar zu einer Zeit, wo dieser Gedanke sich seiner Verwirklichung durch Deutschland und deutsche Kräfte nähert, und nachdem ich einen Teil jener Gebiete durch eigene Anschauung kennen gelernt habe.

Es kann wohl schwerlich ein Zweifel darüber bestehen, dass die projektierte Bahn nach Bagdad das herbeiführen wird, was in jener These als Hoffnung ausgesprochen wurde, hat doch auch die durch deutsche Mittel und von deutschen Ingenieuren angelegte Bahn nach Angora in türkischen Landen kulturbringend und kolonisatorisch gewirkt. Hiervon konnte ich mich selbst überzeugen, als ich gegen Ende der grossen Reise, über die ich Ihnen heute berichten werde, in Begleitung des Direktors der Bahn, Herrn Regierungsrats Zander, auf

---

\*) Bearbeitung nach dem Stenogramm.

derselben eine kleine Strecke durch Kleinasien fuhr. Das früher öde Land ist jetzt zu beiden Seiten der Bahn bebaut, und die anwohnenden Hirten, die sonst eine grosse Neigung zu Räubereien zeigen, sind bereits teilweise zur Sesshaftigkeit gewöhnt.

Nun sind aber Babylonien und Teile von Mesopotamien in alter Zeit äusserst fruchtbar und wohl angebaut gewesen. Und wenn wir durch die Anlage der Bagdadbahn eine mittelbare Kolonisation anstreben, die den durch sie zu erschliessenden Gebieten die einstige Kultur wiederbringen soll, so werden wir zum Teil bei denen, welche das Land zu solcher Blüte gebracht haben, in die Schule gehen müssen. Vor allen Dingen werden uns die Kanalisationsanlagen und Wasserbauten der alten Babylonier und Assyrer als Muster dienen müssen. Und unter diesen beiden Gesichtspunkten, dem praktischen der Kolonisation und dem historischen der Beleuchtung der alten Kultur, möchte ich mein Thema heute vor Ihnen behandeln.

Es ist allgemein bekannt, dass die menschliche Kultur einen ihrer ältesten Sitze im Zweistromland, in den Niederungen des Euphrat und Tigris, hatte. Die babylonische Kultur ist der ägyptischen an Alter mindestens gleich, und beide haben einander fortwährend beeinflusst. Ich will Sie nur daran erinnern, dass jedes Zifferblatt unserer Uhren ein Dokument babylonischer Kultur darstellt. Denn die Babylonier waren es, welche die Stunde in 60 Minuten einteilten und alles, was damit zusammenhängt — so z. B. die Einteilung des Kreises in 360 Grade —, ist babylonische, auf die Beobachtung der Vorgänge am gestirnten Himmel gegründetes Kulturgut.

Die Assyrer waren Schüler der Babylonier, ihre nivellierenden Kriegszüge bildeten ein bedeutsames Förderungs-mittel für die Verbreitung der babylonischen Kultur. Euphrat und Tigris, die Ströme, in deren Mündungsgebiet diese Kultur sich entwickelt hat, entspringen in Armenien. Dass auch dieses der Sitz einer sehr alten, eigentümlichen Kultur war, ist vielleicht weniger bekannt, kann auch nur wenig

bekannt sein, da diese Erkenntnis erst ein Ergebnis der neuesten Forschung ist.

Ehe die Armenier im 6. und 7. Jahrhundert vor Chr. in das nach ihnen benannte Gebiet eindrangen, wohnte daselbst ein merkwürdiges Volk, das in vieler Hinsicht unsere Beachtung verdient, da ihm kulturell und politisch eine gleich grosse Bedeutung zukommt. Die Angehörigen dieses Volkes nannten sich Chalder, während die Assyrer ihnen den Namen Urartäer gaben, der auch in der Bibel als Ararat vorkommt. Bei Herodot erscheinen sie als Alarodier. Dieses Volk sowie sein Name haben indessen nichts mit den bekannten Chaldäern in Südbabylonien zu thun, trotz der Aehnlichkeit der Namen. Die Griechen nennen es zwar meist *Χαλδαῖοι* (Chaldäer). Es wird aber ausdrücklich bezeugt, dass *Χάλδοι* (Chalder) der richtige Name sei.

Die Chalder waren das einzige Volk, welches jahrhundertlang den Assyrern, der Gottesgeissel Vorderasiens, machtvoll widerstanden hat, und sie sind, wenn auch zeitweise zurückgedrängt, niemals von diesen wirklich unterjocht worden. Das heutige Armenien ist erfüllt von Zeugnissen der hohen Kultur, welche die Chalder besessen haben. Sie waren Meister auf dem Gebiet des Wasserbaues und in der Bearbeitung des harten Gesteins. Mancherlei Erfindungen in der Metalltechnik verdanken wir ihnen. Nach griechischem, jetzt durch unsere Ausgrabungen neu bestärktem Zeugnis waren es die mit den Chaldern identischen Chalyber, welche zuerst das Eisen bearbeitet haben und damit die Gründer der Kulturstufe wurden, auf der wir noch stehen und die als Eisenzeit bezeichnet wird.

Die Spuren der Chalder zu verfolgen, ihre Inschriften aufzusuchen und zu sammeln, war der Zweck der Forschungsreise, welche Dr. Belck und ich im Jahre 1898 unternommen haben. Ich möchte zunächst ganz kurz an der Hand der Karte unsere Route zeigen. Man orientiert sich am besten nach den drei grossen armenischen Alpenseen, dem Goktscha-See in Russland, dem Urmia-See in Persien

H  
Ho  
K  
35  
Ei

und dem Van-See in Türkisch-Armenien. Unsere Reise nahm in Tiflis ihren Anfang. Nachdem wir russisch Armenien durchzogen hatten, über Täbriz nach dem Urmia-See gelangt waren und diesen teilweise umritten hatten, gingen wir über die Grenze auf türkisches Gebiet und nach Van. Hier haben wir uns längere Zeit aufgehalten und in der Umgebung des Sees viele wichtige Funde gemacht. Von dort ging es nach Mosul und wieder zur persischen Grenze, fast bis zu dem Punkt, an welchem wir sie überschritten hatten. Unsere Absicht war, auch den Westen Armeniens gemeinsam zu durchforschen, aber Dr. Belck wurde von hier telegraphisch nach Van berufen, und so musste ich diesen Teil der Reise allein ausführen. Derselbe umfasst auch Teile der Bagdadbahn, wie sie vom türkischen Generalstabe gefordert wird, z. B. die Strecke Malatia—Charput. Der Mutasserif von Malatia, Djemil Pascha, ein äusserst gebildeter Herr, der sich sehr für die Bahn interessierte, zeigte mir auf der Karte die Stelle, wo seiner Meinung nach diese über den Euphrat geführt werden müsse. Für die Bahn ist ferner u. a. die von uns bereiste Strecke Mosul—Arbela in Aussicht genommen.

Vorläufig sind die Verkehrsmittel in jenen Gegenden noch recht primitiv, wenn auch keineswegs ganz unpraktisch. So werden noch heute, wie schon assyrische Skulpturen es uns zeigen, die Lasten, und zuweilen auch Menschen, auf Kelleks, das sind aus aufgeblasenen Tierhäuten gebildete Flösse, den Euphrat und Tigris hinuntergeführt. Will man die Annehmlichkeiten einer Kellekfahrt genau kennen lernen, so lese man Moltke's klassische Beschreibung nach.

Die Assyrer wurden nach Armenien geführt durch den heimischen Strom, den Tigris. Bei dem heutigen Lidje, im Vilajet Diarbekir, wo ein bedeutender Quellfluss des Tigris aus einer Grotte hervorströmt, glaubten sie die Quelle des heimischen Stromes gefunden zu haben. Sie weihten solchen Stätten eine besondere Verehrung, indem sie dort opferten und ihre Inschriften und Königsbilder anbrachten.

Haupt.  
Karte  
350000  
Einw.

Als ich diese Grotte besuchte, um die Inschriften in derselben zu entziffern, entdeckte ich bald — allerdings, wie ich später erfuhr, nicht als erster —, dass es keine eigentliche Quellgrotte ist, sondern dass der Fluss schon mehrere Stunden an der Oberfläche fließt, bevor er in diesen Felsentunnel eintritt. Die Arbeit in der sogenannten Quellgrotte war zwar sehr interessant, aber äusserst schwierig und mühselig. Für das Studium der Inschriften (Tiglatpileser's I., um 1000 v. Chr., und Salmanassar's II., 860—826 v. Chr.) wie für die photographischen Aufnahmen mussten der Beleuchtung wegen verschiedene Tageszeiten gewählt und abgepasst werden. Beim Kopieren der Inschriften musste ich stundenlang auf meiner, aus einer Astgabel hergestellten, äusserst primitiven Leiter, unter mir das brausende Wasser, zubringen. Die ganze Gegend ist ausserordentlich höhlenreich, der Fels, Marmor-kalk, sehr hart. Wahrscheinlich hat auch eine schon vorhandene Höhlung den Durchbruch des Flusses, der in seinem weiteren Lauf durch eine vorgelagerte Bergmasse behindert war, erleichtert. Dem eben genannten Felszug parallel läuft ein anderer, der durch ein wildes Thal von dem ersteren getrennt wird. Dieser ist voll von Höhlen. Die merkwürdigste ist eine tief in den Berg hineingehende Tropfsteinhöhle mit grotesken Gewölbgebildungen, deren Ende ich mit meinen Begleitern nicht erreichte, obgleich ich wohl 20 Minuten in ihr vorwärts drang.

Fast der Quellgrotte gegenüber, aber erheblich höher, befindet sich in diesem Parallelzug eine Höhle mit einem gewaltig gewölbten Eingang, an welchem ebenfalls eine zwifache Inschrift mit dem Bildnis des Assyrer-Königs Salmanassar II. angebracht ist.

Ganz Armenien ist reich an Höhlen- und Felsenbauten. Bei Hassan-Kéf, am West-Tigris (unweit seiner Vereinigung mit dem östlichen Quellflusse des Tigris, dem Bothen-su) befindet sich eine richtige Höhlenstadt. Tausende von Höhlenwohnungen sind dort vorhanden und zwar eine ganze Stufenleiter von der einfachen, natürlichen Höhle bis zu prächtig

gearbeiteten Felsenzimmern, ganzen Wohnungskomplexen, die mehrere innerlich durch Treppen verbundene Stockwerke umfassen. Höchst merkwürdig ist bei Hassan-Kêf eine Anlage von siebzehn in den Felsen gehauenen Mühlen, die nach einem dem Turbinenprinzip nahekommenden System betrieben werden, und von denen die eine immer das Wasser von der anderen empfängt.

Unweit Hassan-Kêf, in einem andern, noch bewohnten Höhlendorf, fand ich zu meiner Ueberraschung Kurden, die Seidenzucht betrieben. Auf grossen, mit Stoff bespannten Holzrahmen lagen die Maulbeerblätter, mit deren Vertilgung die Seidenraupen aufs Eifrigste beschäftigt waren. Freilich geschah das, soweit ich sah, nur in einem Hause. Solche industrielle Thätigkeit gehört eben bei den Kurden zu den grössten Ausnahmen. Aber in einem grossen Teil des von mir allein durchreisten Gebietes von Nordmesopotamien und Armenien, namentlich in den Vilajets Diarbekir und Charput, ist der Maulbeerbaum so gewöhnlich, dass die Seidenzucht dort, vernünftig betrieben und energisch angefasst, eine grosse Zukunft haben würde. In der Stadt Charput sind auch ein paar Seidenfabriken, die aber schwerlich mit genügendem Kapital und der notwendigen Energie betrieben werden.

Ich möchte Sie jetzt nach der Hauptstadt des alten chaldischen Reiches führen, nach Van am Vansee. Sie besteht aus zwei Teilen, der Gartenstadt und der Citadellenstadt. Als nämlich die Assyrer (735 v. Chr.) die alte Stadt, welche in der Nähe des heute die Citadelle tragenden Vanfelsens lag, zerstört hatten, bauten die chaldischen Könige sie 4 km weiter östlich, am Fusse des Toprak-Kaleh genannten Felsrückens wieder auf, da die Bedingungen für die Bewässerung dort günstiger waren. Beide, der Citadellenberg und der Toprak-Kaleh bieten als Burgen der alten und der späteren Chalderstadt eine Fülle von Denkmälern aus der Zeit der Chalder. Wir haben verschiedene photographische Aufnahmen des Vanfelsens und der Stadt gemacht, die alle wohl gelungen sind. Dabei möchte ich gleich hier die Eigen-

tümlichkeit der orientalischen Städte erwähnen, dass sie Baum- und Gartenoasen in der öden Gegend und also gerade das Gegenteil von unseren Städten bilden.

Schon beim Einreiten in die Stadt bemerkten wir an vielen Stellen die Spuren der Massacres, durch die wie im ganzen Armenien, so auch in Van das grösste Elend entstanden ist. Nur wer das Land selbst bereist hat, kann die Sachlage richtig beurteilen. Gerade für die Türkei selbst sind diese Massacres von der grössten Schädlichkeit gewesen, denn überall da, wo die Armenier fast aufgerieben sind, hat die Regierung einen enormen Verlust an Steuern und Landertrag. Man darf die armenische Frage nicht beurteilen nach den Auswüchsen in der Diaspora, den armenischen Kaufleuten in Konstantinopel und anderen türkischen Städten, sie ist hauptsächlich eine wirtschaftliche Frage und liegt in Armenien selbst. Und ein unparteiischer Beurteiler kann nicht leugnen, dass die Armenier die nützlichsten, fleissigsten und productivsten Bewohner der Türkei sind. Man darf sich wohl der Hoffnung hingeben, dass, wenn durch die Bagdadbahn europäischer Einfluss und europäische Einsicht diesen Verhältnissen nähertreten, sich auch die wirtschaftliche Lage der Armenier bessern wird. Einstweilen haben nur einige wenige, die amerikanischen Missionare und die deutschen Pfleger, die schwere Aufgabe übernommen, die Witwen und Waisen, die diese Gemetzel geschaffen haben, zu ernähren, zu unterrichten und ihnen Arbeit zu verschaffen. Wir haben fünf Monate in der amerikanischen Mission zu Van gewohnt und diese stille segensreiche Thätigkeit kennen und bewundern gelernt. Der Unterricht in dem Waisenhaus erstreckt sich nicht allein auf das geistige, sondern auch auf das technische Gebiet.

Bei diesen Massacres waren die ausführenden Organe hauptsächlich, wenn auch durchaus nicht ausschliesslich, die Kurden. Als einer der mordlustigsten unter ihnen muss Schäkir Agha bezeichnet werden, der das Leben von wenigstens 1000 Armeniern auf dem Gewissen hat. Wir haben ihn in seinem Dorfe Pirbedalan aufgesucht und ebenfalls eine Aufnahme von

ihm gemacht. Gleichfalls ein grosser Räuber und Mörder ist Ömmer Agha, wenn auch nicht in dem Massstabe wie der Vorgenannte. Doch darf ich nicht vergessen, auch eines weissen Raben unter den Kurden zu erwähnen: des Murtullah Beg. Er hat beim Ausbruch der Metzeleien alles gethan, um die Armenier zu retten. Da er zufällig von Hause abwesend war, jagte er in der grössten Eile von Van nach seinem Dorfe zurück — wobei er ein Pferd zu Tode ritt — und es gelang ihm auch wirklich, dort die Feindseligkeiten zu verhindern.

Wir haben in Van und der Umgebung des Sees eine reiche Ernte an Funden gemacht. Teils entdeckten wir neue, noch ganz unbekannte Inschriften, teils haben wir bekannte neu gelesen, abgeklatscht und photographiert. Da solche Inschriften oft in das Pflaster eingelassen, oder in Häusern und Kirchen eingemauert sind, war ihr Auffinden nicht ganz leicht, und wir hatten mancherlei Kämpfe zu bestehen, bis es uns erlaubt wurde, die Steine herauszuheben.

An der Nordseite des Vanfelsens sind u. A. zwei Nischen angebracht, in denen einer sich die Keilinschrift des chaldischen Königs Sardur III. (um 750) befindet. Die Einwohner glauben, dass an solchen Stätten Gold verborgen sei, und wenn sie bemerken, dass man sich mit einer Inschrift beschäftigt, so ist ihre erste Frage: „Giebt es hier Gold?“ Je nachdem man sie nun braucht oder nicht, bejaht man entweder ihre Frage oder klärt sie auf. Die merkwürdigsten Anlagen sind jedoch die Säle und Zimmer, welche mit wunderbarer Geschicklichkeit an verschiedenen Stellen in den Vanfelsens gehauen sind. An der Aussenseite einer Reihe von Zimmern an der Südseite des Felsens befinden sich die umfangreichen Annalen des Königs Argistis I. (Sardur's III. Vater), während die grossartigsten der Felsensäle, die sogenannten Totenkammern, keine erklärende Inschrift zeigen. Sie sind aber sicher Wohnungen für Lebende gewesen, wie u. A. die an den Wänden ausgesparten Ruhebänke beweisen. Eine grosse Treppe von 26 Stufen führt zu ihnen hinunter und endigt in einer grossen Terrasse,

für die der Felsen sorgfältig geglättet ist. Dieselbe künstliche Bearbeitung zeigt die sich vor ihr erhebende Felswand, in der sich die Thüröffnung zu den Zimmern befindet.

Bei allen Felsenbauten der Chalder sind derartige Treppen angebracht, oft an solchen Stellen und in solcher Tritthöhe, dass sie kaum zum Auf- und Niedersteigen gedient haben können. Kürzlich ist mir von befreundeter Seite die Vermutung ausgesprochen worden, dass diese Treppen vielleicht mit Gartenerde bedeckt und mit Wein, wohl auch mit Gemüse und Blumen bepflanzt gewesen seien. Diese Erklärung hat meines Erachtens vieles für sich.

Aehnliche Felsenburgen sind überall im ganzen Lande verstreut. Eine besonders wichtige liegt im Westen des Reiches bei Mazgert. Die am Eingangsthor angebrachte Inschrift besagt, dass König Rusas II. (um 680) ihr Erbauer gewesen ist. Auch hier findet sich eine Treppenanlage, die nur durch die eben gegebene Erklärung eine gewisse Existenzberechtigung erhält, denn die mit besonderer Regelmässigkeit in den Felsen gehauenen Stufen haben eine solche Höhe, dass sie wohl schwerlich von den Chaldern als „Treppe“ benutzt worden sind. An der dem See zugewandten Westseite des Citadellenberges von Van liegen ausserdem die Ueberreste eines gewaltigen, uralten Bauwerkes. Es besteht aus ungeheuren, regelmässig behauenen Felsquadern, die wahrscheinlich über den See transportiert werden mussten, und trägt drei Keilinschriften, die als Bauherrn den König Sardur I. (um 900 v. Chr.) nennen.

Die jüngste Inschrift am Felsen von Van stammt aus persischer Zeit. Sie rührt von Xerxes her, der in drei Sprachen, altpersisch, susisch und babylonisch, berichtet, dass schon sein Vater Darius die Absicht gehabt habe, hier eine Inschrift anzubringen. Diese Inschrift ist noch aus einem andern Grunde von besonderem Interesse. Sie ist nämlich so hoch angebracht, dass man sie nicht erreichen kann und deshalb immer nur unvollkommen mit Hilfe eines Opernglases lesen konnte. Nun hat unsere Expedition zum erstenmal die

Erfindung, Photographien mit dem Teleobjektiv aufzunehmen, wissenschaftlich benutzt und zwar mit vielem Erfolg. Ich habe in einer Entfernung von 2—300 m von einem Hausdach aus die Aufnahme gemacht und wir haben auf diese Weise das Ihnen vorgeführte, vollkommen deutliche und lesbare Bild der Inschrift erhalten.

Schon früher erwähnte ich die Kunstfertigkeit der Chalder in Bewässerungsanlagen. Noch heute wird die Gartenstadt Van durch den Kanal, welchen König Menuas zu diesem Zwecke angelegt hat, mit Wasser versorgt. Die jetzigen Bewohner nennen ihn Schamiramisu, Semiramis-Fluss. Er ist eine der grossartigsten Anlagen, die man sich denken kann und nur nach Ueberwindung grosser Schwierigkeiten ist es möglich gewesen, den Kanal durch das Gebirge zu führen. Seine Stützmauer besteht ebenfalls aus cyklopischen Blöcken und an ihr sind die Inschriften angebracht, welche Menuas als Erbauer nennen. Wir haben den Kanal gründlich erforscht und auch seine Quelle besucht. Merkwürdiger Weise wird derselbe dort mittelst einer hölzernen Brücke über einen Fluss geführt. Natürlich muss diese Holzbrücke von Zeit zu Zeit erneuert werden, das geschieht aber immer erst, wenn schon eine Menge Wasser verloren gegangen ist und die Gegend anfängt Not zu leiden.

Von Van aus machten wir grössere und kleinere Ausflüge, teils gemeinschaftlich, teils getrennt. Auf einem derselben wurde Dr. Belck von Kurden überfallen und beinahe getötet. Dieser Ueberfall hatte insofern eine gute Wirkung, als wir von nun an immer mit militärischer Bedeckung — die polizeiliche hat keinen Werth — reisten und uns so auch nach Ortschaften und Stätten begeben konnten, die man ohne Eskorte, der räuberischen Kurden wegen, nicht hätte aufsuchen können.

So kamen wir auch in die Gebiete südlich des Vansee, in denen der östliche Quellfluss des Tigris, der Bohtansu, sich aus zahlreichen grösseren und kleineren Gebirgsbächen und Flüssen bildet. Hier liegt im gleichnamigen Gaue Schatag,

ein herrlich gelegenes Gebirgsstädtchen, das überwiegend von Webern bewohnt wird. Hier wird auch der beste Honig von ganz Armenien gewonnen. Xenophon erzählt bekanntlich, dass einige Zeit, ehe die 10000 Griechen in der Gegend von Trapezunt das Meer erreichten, eine Anzahl von ihnen durch den Genuss von Honig unter Wahnsinnserscheinungen erkrankten. Der sogenannte Tollhonig und seine unangenehmen Wirkungen sind noch heute im Hinterlande von Trapezunt eine wohlbekannte Plage. Wahrscheinlich ist es der von der *Azalea pontica* eingetragene Honig, der ein sehr starkes Gift, das Andromedotoxin, enthält.

Von Schatag gelangten wir etwas Tigris abwärts zu dem Dorfe Gadjet, das hoch über dem Fluss wie versteckt unter prachtvollen Nussbäumen lag. Die Inschrift, welche sich dort befinden sollte, war allerdings nicht zu entdecken, aber auch sonst bot das Dorf mancherlei Interessantes und die landschaftliche Umgebung war von geradezu unvergleichlicher Schönheit und Grossartigkeit. Besonders malerisch nahm sich der dort wildwachsende Wein aus, der mit seinem verschieden gefärbten Laube die Stämme der Bäume an den Ufern des zwischen steilen, mehr als 1000 Meter hohen Felswänden dahinbrausenden, herrlich grünen Stromes umkleidete. Merkwürdig ist die Art wie die Dorfbewohner ihr Getreide bewahren, nämlich in sehr grossen Gefässen, die mit altertümlichen Bandornamenten und nach Art der Gesichturnen verziert sind. Das Getreide wird oben hineingeschüttet und unten mittelst einer Art von Hahn wieder herausgelassen. Gadjet vertritt bei den Armeniern die Stelle unseres Schilda. Die merkwürdigsten Sachen werden von seinen Bewohnern erzählt. So sollen sie einmal nicht ihre Beine haben unterscheiden können. Der Wanderer, welchen sie um Hülfe baten, wählte Prügel als Beilehrungsmittel, worauf sie rasch ihre Beine wiederfanden. Ein anderes Mal hatte ein Spassvogel ihnen Käfer in einen Sack mit Rosinen gethan. Die klugen Leute meinten nun, „die haben Beine, die laufen weg“, und verzehrten zuerst mit Behagen die Käfer.

Als wir Van verliessen, um die Reise nach Mosul anzutreten, herrschte tiefer Winter und das Vordringen nach Bitlis durch die Pässe des Hochgebirges wurde uns durch ein kolossales Schneegestöber und grosse Massen bereits gefallenen Schnees sehr erschwert, ja fast unmöglich gemacht. Bitlis — in dem wir sehr gastlich empfangen wurden — ist eine von Armeniern und Kurden bewohnte Gebirgsstadt. Ihre Häuser sind aus schön behauenen Bruchsteinen erbaut. Meine Aufnahme von Bitlis ist trotz des sie umhüllenden Schnees und des fahlen Winterlichtes wohl gelungen.

Einen ganz anderen Eindruck macht Sö'ört, das nächste Ziel unserer Reise. Es ist eine echt arabische Stadt und gewährt mit seinen Kuppeln, Minarets und offenen Hallen einen eigenartigen und freundlichen Anblick, wie es sich auf dem Bergabhange ausbreitet. Sö'ört ist eine Station der türkischen Dette publique. Was ich Ihnen darüber mitteilen kann, habe ich von dem Inspektor Herrn Giudici, einem Italiener, erfahren. Den bond holders kommen die Einnahmen vom Salz, den Spirituosen, vom fiskalischen Stempel, der Seide, dem Fischfang und  $\frac{1}{10}$  der Tabakseinkünfte zu. Die von der Verwaltung der Dette publique beschäftigten zahlreichen Beamten werden zwar von der Türkei bezahlt, gelten aber nicht als ottomanische Beamte. Die Dette publique bindet sich in ihrer Organisation nicht an die türkischen Verwaltungsbezirke, sondern ihre einzelnen Inspektionen, die sich immer aus einer Anzahl Agenturen und Subagenturen zusammensetzen, umfassen Teile verschiedener Vilayets. Die Haupteinkünfte liefern die Salinen; sie bilden ein besonderes Departement, und wegen der im Umkreise von Sö'ört vorkommenden Salinen ist diese Inspektion geschaffen worden.

Die Salinen, deren ich ansichtig geworden bin, sind starke Salzquellen, die direkt aus der Erde hervorkommen und zunächst in sehr grosse, dann in kleinere Bassins geleitet werden, wo das Salz als Rückstand zurückbleibt und getrocknet wird.

Von Söört an liessen wir die Winterregion des Gebirges, die uns so grosse Mühsale bereitet hatte, hinter uns. Mit erneuten Kräften zogen wir dem Frühling entgegen, sollten aber freilich bald im Vilayet Mosul die Beschwerden einer Hungersnot kennen lernen. Sie hatte ihren Grund in der grossen Trockenheit — es hatte seit drei Jahren nicht geregnet — und dem Mangel an genügenden Bewässerungsanlagen.

Unsere nächste grössere Station war Djezireh. Auf dem Wege dorthin begegneten wir zahllosen Höhlen und Höhlenwohnungen. Die Gegend ist öde, und nur hin und wieder unterbrechen Stellen mit schöner Vegetation die ermüdende Einförmigkeit. So kamen wir z. B. an einen kleinen Fluss, dessen Ufer dicht mit Oleander bedeckt waren, dessen Zweige von hüben und drüben ein förmliches Dach über dem Wasser bildeten. Es war die von Nolde in seinem Reisewerke beschriebene Stelle. Er war dort zur Zeit der Blüte, und wie Nolde, so wurde auch uns erzählt, dass der Genuss des Oleanders den Pferden sehr schädlich sei.

In Djezireh wurden wir sehr freundlich als Gäste der kurdischen Hamidihs empfangen, in deren neuerbauter Kaserne wir auch wohnten. Die Stadt ist gänzlich in den Händen der Hamidihs, die Civilbehörden spielen eine untergeordnete Rolle, und der die ganze Gegend aussaugende Mustafa Pascha ist der allgewaltige Gebieter. Uns gegenüber benahm er sich jedoch sehr wohlwollend, seine Verwandten und Untergebenen bewirteten und begleiteten uns während unseres Aufenthaltes in der Stadt.

Die Hamidihs sind irreguläre Reiterregimenter — gleich den russischen Kosaken —, welche man aus den Kurden gebildet hat. Sie tragen ihren Namen nach dem Sultan Abdul Hamid und stehen immer unter einem kurdischen Kaimakam (Oberstleutnant) und einem türkischen Oberst. Man kann nicht sagen, dass diese Truppe viel zur Erhaltung und Förderung der Ordnung in den dortigen Gegenden beiträgt, im Gegenteil setzen die Kurden ihr Rauben und Aus-

saugen jetzt noch unter einem gewissen Schein von Recht fort. Und wo die Christen nicht mehr ausgeplündert werden können, müssen — wie im Vilayet Mosul — die Muhammedaner herhalten. So wurden wir — um nur ein Beispiel anzuführen — in einem Dorf von einem Kurdenchef ganz besonders freundlich aufgenommen und bewirtet. Er erzählte uns von Hadji Agha Kotscher, einem solchen Hamidieh-Kaimakam, der alles raube und besonders gefürchtet sei. Als ich nach ungefähr fünf Wochen desselbigen Weges kam, begegnete mir dieser freundliche Kurde wieder weit ab von seinem Dorf und erzählte mir: Hadji Agha Kotscher hat uns vertrieben und uns alles geraubt, wir gehen nun nicht mehr zurück in unser Dorf. Das Dorf war, als ich es dann passierte, tatsächlich von Menschen vollständig verlassen und nur von den in dieser Gegend überall sehr zahlreichen Störchen belebt.

Auch der Kurde, welcher auf dem Sipan-dagh den Ueberfall auf Dr. Belck machte, trug die Uniform eines Hamidieh-Offiziers.

In Djezireh befinden sich die öfters beschriebenen Ueberreste einer herrlichen alten Brücke, auf deren Pfeilern, so weit sie noch stehen, die Bilder des Tierkreises in künstlerischer Ausführung als Medaillons angebracht sind. Die nicht mehr vorhandenen standen sicher auf den umgestürzten Pfeilern. Einer von den gewaltigen Bogen spannt sich noch jetzt über den Tigris und gestattet, wie Ihnen die Aufnahme zeigt, einen wundervollen Durchblick zu den fernen Gebirgen im Norden.

Mit möglichster Eile ging es dann nach Mosul und ein Gefühl freudiger Aufregung erfüllte uns, als wir endlich die Kuppeln und Minarets der Stadt erblickten. Sie breitete sich am rechten Ufer des Tigris in malerischer Lage vor unseren Blicken aus, während wir selbst auf dem ehrwürdigen Boden Niniveh's standen. Innerhalb der deutlich erhaltenen Umwallungen sind nur zwei Trümmerhügel, Kjöündjik und Nebi Yunus, übrig geblieben von der einst so stolzen und glanz-

vollen Stadt. Ein Teppich von Gräsern und kleinen gelben Blumen bedeckte Kōjündjik, die Stätte, auf der sich einst die bedeutendsten der assyrischen Königspaläste erhoben. Die Verbindung zwischen Kōjündjik und Mosul vermittelt eine Brücke, die aber nur bis zur Hälfte in den Fluss gebaut ist. Die andere Hälfte ist eine Schiffsbrücke, die bei hohem Wasserstande zurückgezogen wird. Dies war auch bei unserer Ankunft der Fall, und so mussten wir in altertümlichen grossen Booten, Kaik genannt, samt unseren Pferden über den Tigris geschafft werden. Diese Ueberfahrt über den wie rasend dahinschiessenden Strom war keineswegs erfreulich, immerhin ist sie aber noch einem Uebersetzen mit dem früher erwähnten Kellek vorzuziehen.

Von Niniveh's Ueberresten ist nicht einmal Kōjündjik vollständig ausgegraben, während in Nebi Yunus überhaupt keine systematischen Grabungen vorgenommen werden können, weil ein Dorf auf dem Hügel angelegt ist, in dessen besonders heiliger Moschee der Prophet Jonas (daher der Name) begraben sein soll. Ein noch traurigeres Bild bietet Nimrud, der Hügel, unter dem Kalach begraben liegt. Ueberall liegen Stierkolosse, die einstmals die Eingänge zu den Zimmern in den Palästen zierten, Statuen und Platten mit Inschriften umher, der langsamen Vernichtung durch die Einwirkungen der Witterung preisgegeben, und mit geringer Mühe könnte sich hier manches Museum mit Denkmälern assyrischer Kultur versorgen. Unter einer Erdpyramide verbirgt sich, ganz wie zu Xenophon's Zeiten, der Stufenturm vom Tempel des Gottes Ninib. Am grossen Zab interessierte uns besonders der bekannte Tunnel Ngûb, mittels dessen die Stadt Kalach bewässert wurde. Um eine Aufnahme von ihm zu gewinnen, musste ich bis an die Knie ins Wasser waten und hatte grosse Mühe, das Stativ in dem schlammigen Grunde zum Stehen zu bringen.

Von hier gelangten wir nach Arbela, einer Stadt, die noch ziemlich das Aussehen hat wie in altassyrischer Zeit. Sie liegt noch heute auf der für sie künstlich aufgeworfenen

Plattform, und wahrscheinlich steht die grosse Hauptmoschee auf derselben Stelle, wo sich einst der Istar-Tempel erhob.

In der Ebene vor der Stadt befindet sich die Ruine eines grossen Minarets. Eine Prophezeiung sagt, dass wenn dasselbe fele, „hinweggenommen würde“, die Stadt zu Grunde gehen müsse. Als ich nun Arbela von der Ebene aus photographieren wollte, glaubten die fanatischen Einwohner, ich beabsichtige ein Attentat auf das Minaret, und begannen mich mit Steinen zu bewerfen. Nur mit Mühe konnten mich meine unbewaffneten Zaptiehs schützen, und ich musste mich schleunigst zurückziehen. Trotzdem ist die Aufnahme von Arbela wohl gelungen. Der Name dieser Stadt ist Ihnen allen wohl bekannt durch die Alexanderschlacht bei „Arbela und Gaugamela“, wie sie gewöhnlich genannt wird, in der das Schicksal des persischen Reiches entschieden wurde.

Eine Stunde hinter Arbela wäre es beinahe zu einem nächtlichen Kampf zwischen den Kurden und den Soldaten unserer Eskorte gekommen. Die Streitigkeiten wurden zum Glück noch auf friedliche Weise beigelegt, aber dieser Vorfall erinnerte uns lebhaft an die Erfahrungen, die wir ein halbes Jahr vorher auf der persischen Seite dieses besonders unsicheren persisch-türkischen Grenzgebietes gemacht hatten.

Durch ein Flussthal von grossartiger Wildheit, auf einem sehr schwierigen und steinigen Pfade gelangten wir alsdann nach Rovanduz. Von demselben eine Tagereise entfernt, befindet sich bei dem Dorfe Topzauä eine grosse Stele, die zu besuchen eines unser Hauptziele war. Es ist ein äusserst wichtiges Monument, mit dessen Entzifferung wir uns 14 Tage lang unter den grössten Anstrengungen und Entbehrungen beschäftigt haben. Wir hatten manchmal buchstäblich nichts zu essen, Futter für die Pferde und Maultiere war nicht aufzutreiben und unter diesen Umständen war es nicht zu verhindern, dass die Eskorte sich langsam „verkrümelte“. Ich will Ihnen nicht weiter den historisch sehr wichtigen Inhalt der Stele darlegen, sondern einen Umstand von mehr allgemeinem Interesse erwähnen. Der Stele von Topzauä

gegenüber liegt, von uns aufgefunden, die alte Stätte von Musasir. Nach dem babylonischen Sintfluttext strandete das Schiff des Hasisatra am Berge Nisir. Da nach assyrischen historischen Inschriften der Berg Nisir sich in der Nähe von Musasir erhebt, so sind wir also damit auch der Stätte nahe gekommen, an der das babylonische Prototyp der Arche gelandet sein soll. Ich darf Sie vielleicht daran erinnern, dass es längst naturwissenschaftlich und geologisch festgestellt ist, dass diese Gegenden wirklich einmal von einer Sintflut heimgesucht worden sind, dass durch ein Zusammentreffen von Springfluten, Cyklonen und anderen Umständen einmal die Wasser des persischen Golfes sich über die babylonische und mesopotamische Tiefebene bis zu den Bergen hin ergossen haben.

In Topzauä erhielten wir das bereits erwähnte Telegramm, welches Dr. Belck als Zeugen in seiner Ueberfallsache nach Van zurückrief. Wir mussten uns hier also trennen, und ich setzte von da an die Reise in die nördlicheren Gegenden zur Tigrisgrotte — von der ich Ihnen schon berichtet habe — und weiter bis Alaschgert, wo ich mit meinem Reisegefährten wieder zusammentraf, allein fort.

Kaum eine Tagereise von der Stele von Topzauä entfernt liegt auf persischer Seite der Kelischin-Pass, wo sich gleichfalls eine bekannte Stele befindet. Wir hatten sie im Herbst zuvor von der persischen Seite aus besucht und auch kopieren können, obgleich dies gerade eine sehr verrufene Gegend ist. Wir kamen glücklich mit einigen Versuchen der Kurden, uns zu überfallen, davon, während vor Zeiten hier die Expedition des Dr. Ross ein trauriges Ende gefunden hatte. Er wurde, als er damit beschäftigt war, einen Abklatsch von der Stele zu nehmen, mit seinen sämtlichen Begleitern ermordet. Natürlich wären wir schon damals gern nach Topzauä hinübergeritten, um die Stele dort zu untersuchen, aber da es fast sicher anzunehmen war, dass, wer es unternahm, dabei sein Leben einbüßen würde, so musste der Versuch unterbleiben. Die Zustände bei

diesen Grenzkurden spotten jeder Beschreibung. Sie leben in beständiger Fehde untereinander, täglich hört man das Geknatter der Gewehre, vernimmt man von Raub und Mord. Ihrem kriegerischen Charakter entsprechend besichtigen sie auch zuerst genau die Waffen des Gastes, und wenn Sie mich fragen, wer der bekannteste Deutsche unter den Kurden ist, so werden Sie sehr erstaunt sein zu vernehmen, dass es Mauser ist, oder Mausér, wie sie ihn aussprechen. Mit ihm steht Martini nahezu auf gleicher Stufe.

Auch auf persischem Gebiet hatten wir einen schon bekannten Felsen mit eingehauenen Zimmern besichtigt, die aber offenbar als Grabkammern gedient haben, wenigstens wiesen sie Vertiefungen, für einen Erwachsenen und zwei Kinder passend, auf.

Die Gegend um den Urmia-See ist einstmals der Zankapfel zwischen Assyrern und Chaldern gewesen, und als wir die blühenden, fruchtbaren Gefilde durchritten, konnten wir dieses Ringen um ihren Besitz wohl verstehen. Ein Hauptprodukt ist der Wein. Ueberall wurden unsere Augen durch den Anblick prachtvoller Weintrauben erfreut, und ich erinnere mich mit besonderer Freude des ehrwürdigen armenischen Priesters, der uns kurz vor Urmia mit freundlicher Begrüßung die schönsten goldgelben Trauben, die man sich denken kann, überreichte. Dass in diesen Gegenden auch in ältester Zeit Weinbau betrieben wurde, beweisen riesige Krüge, die wir in der zweiten Burg von Van, auf Toprakkaleh, ausgegraben haben und die offenbar zur Aufbewahrung von Wein dienten. Und wenn die Arche auf einem der Berge des Landes Ararat stehen blieb und Noah die Erfindung, d. h. die Einführung des Weinbaus zugeschrieben wird, so enthält auch diese Legende ihren kulturhistorisch zutreffenden Kern.

Um Urmia werden auch viele Rosinen bereitet. Die Trauben werden einen Augenblick in eine Potaschenlösung getaucht und dann schnell getrocknet, so entstehen die beliebten hellgelben Sultaninrosinen.

Es erscheint kaum denkbar, dass trotz dieser fruchtbaren Umgebung in Urmia und Täbriz Hungersnot herrschen konnte. In Täbriz haben wir sogar einen Brotaufstand („Schulüch“) miterlebt. Die Ursache war folgende: Die Geistlichkeit hatte sämtliches Getreide aufgekauft und hielt es zurück, um möglichst hohe Preise zu erzielen. Als das Volk nun absolut kein Brot bekommen konnte und sich dem Hunger gegenüber sah, griff es zu den Waffen. Die Häuser des Hauptchefs der Geistlichkeit wurden zerstört und seine Sachen verbrannt. Einer unserer Diener, ein persischer Tatar, beteiligte sich energisch dabei und brachte uns triumphierend Splitter eines Wagens („Phaeton“), dessen Verbrennung er, vermutlich nicht unthätig, mit angesehen hatte. Ebenso lagen die Verhältnisse in Urmia, wo der Preis des Weizens auf das doppelte und dreifache gestiegen war und die Regierung, die durch Regelung der Preise einzuschreiten versuchte, nichts dagegen hatte ausrichten können.

Das Gebiet um den Urmia-See herum ist schon jetzt russischem Einfluss unterworfen. Durch den Uebertritt der Nestorianer zum orthodoxen Glauben haben sich die Russen eine Handhabe gesichert, um jederzeit, wenn es ihren Zwecken entspricht, in die Verhältnisse des persischen Reiches eingreifen zu können. Sicher wird hier auch einmal eine Bahn gebaut werden, und dann wird, wenn die deutsche Bagdadbahn fertiggestellt sein wird, dieser Landstrich möglicherweise für den Handel ein Konkurrenzgebiet zwischen Deutschland und Russland werden. ?????????

Welche Trace für die Bagdadbahn gewählt werden wird, wissen wir heute noch nicht; aber es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass, wenn die Bahn erst einmal gebaut ist, sich auch Nebenstrecken entwickeln werden. Hoffen wir, dass dann auch die traurigen, vielfach missverstandenen Verhältnisse Armeniens sich bessern und dem Lande und seinen unglücklichen Bewohnern dauernd Ruhe und Ordnung wird zugeführt werden. Dass die Bagdadbahn viel zu erneutem Anbau und zur Kultivierung Babylonien und

Mesopotamiens beitragen werde, ist bestimmt zu erwarten. Ich möchte aber von dem Standpunkt, von welchem ich ausgegangen bin, die Hoffnung aussprechen, dass bei der rein praktischen immer auch die historische Erschliessung im Auge behalten werde, und dass alle, die mit der Erbauung der Bahn zu thun haben, bedenken mögen, dass sie auf einem der ältesten Kulturgebiete der Erde stehen, dass ein Spatenstich, vorsichtig geleitet, Unschätzbares zu Tage fördern, andernfalls aber auch sehr wertvolle Zeugen vergangener Jahrtausende zerstören kann.

---

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

Ueber Tropenhygiene, Dr. Schön . . . . .	M. 0.60.
<b>China, in ethischer, industrieller u. politischer Beziehung,</b> von Brandt, Wirkl. Geh. Rat Kaiserl. Deutscher Ge- sandter a. D. . . . .	M. 0.60.
<b>Deutsche Kolonien in Australien,</b> Dr. Franz Kronecker . .	M. 0.30.
<b>Die Goldlagerstätten und der gegenwärtige Stand des</b> <b>Goldbergbaues in Australasien,</b> Schmeisser, Ober- berggrat . . . . .	M. 0.80.
<b>Meine Reise nach Brasilien,</b> Dr. Hermann Meyer . . . . .	M. 0.40.
<b>Der Kampf um den Ostasiatischen Handel,</b> mit Karte, C. Busley, Professor, Geh. Regierungsrat . . . . .	M. 1.20.
<b>Reisebilder aus Deutsch-Süd-West-Afrika</b> mit Karte, Th. Rehbock, Regierungs-Baumeister . . . . .	M. 1.—.
<b>Uehe</b> mit Karte, Glauning, Prem.-Lieutenant in d. Kaiserl. Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika . . . . .	M. 1.—.
<b>Ein Ausflug nach Kiau-Tschou,</b> Franzius, Geh. Ober-Baurat, mit an denselben anknüpfenden Ausführungen von Excellenz Wirkl. Geh. Rat von Brandt nebst einer Karte von Ostasien mit der Kiau-Tschou-Bucht in drei- fachem Farbendruck . . . . .	M. 1.—.
<b>Die Wirtschaftliche Entwicklung Deutsch-Ostafrikas,</b> mit 3 Karten und 6 Abbildungen, Dr. Stuhlmann, Regierungs- rat und Abteilungschef beim Gouvernement von Ost- Afrika . . . . .	M. 1.50.
<b>Meine Aequatorial-Ostafrika- u. Uganda-Expedition 1896/97,</b> mit 1 Karte von Dr. Max Schöller . . . . .	M. 1.20.
<b>Meine Reisen in Syrien und Palästina.</b> Mit besonderer Berücksichtigung der dortigen Deutschen Tempel- gemeinden v. Said Ruete, Prem.-Leutn. Mit 1 Karte . . . . .	M. 0.80.
<b>Aerztliche Beobachtungen in den Tropen,</b> Dr. R. Koch, Geh. Medizinalrat, Professor . . . . .	M. 1.20.
<b>Deutsch-Südwest-Afrika,</b> Major Leutwein, Kaiserl. Landes- hauptmann. Mit einer Karte. 1898 . . . . .	M. 1.—.
<b>Eine starke Flotte — eine Lebensbedingung für Deutsch-</b> <b>land.</b> Von einem Vaterlandsfreunde . . . . .	M. 0.30.
<b>Kolonien und Flottenfrage.</b> M. von Brandt, Wirkl. Geh. Rat, Kaiserl. Deutscher Gesandter a. D. . . . .	M. 0.60.
<b>Betrachtungen über die Transvaalfrage</b> und die Verstimmung zwischen Deutschland und England von Vs. . . . .	M. 0.30.
<b>Was ist Kiautschou wert?</b> Dr. Michaelis, Oberregierungsrat . .	M. 0.50.
<b>Das Tote Meer</b> und der Untergang von Sodom und Gomorrha. Dr. Max Blanckenhorn. Mit einer Karte und 18 Voll- bildern nach Original-Aufnahmen . . . . .	M. 1.—.
<b>Die Deutschen und der Orient.</b> Ein Umblick und ein Aus- blick von Carl Conradt. 1898 . . . . .	M. 1.—.
<b>Ergebnisse meiner Reisen in Deutsch-Ostafrika.</b> W. Born- hardt, Bergassessor. 1899 . . . . .	M. 0.60.
<b>Aus der Deutsch-Ostafrikanischen Mission.</b> Pater Adams. Mit einer Karte. 1899 . . . . .	M. 1.—.
<b>Industrielle und Eisenbahnunternehmungen in China.</b> M. v. Brandt, Wirkl. Geh. Rat, Kaiserl. Deutscher Ge- sandter a. D. . . . .	M. 1.20.
<b>Russische Kolonisation in Asien.</b> Lic. Dr. Paul Rohrbach.	M. 0.50.

Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen),  
Berlin SW., Wilhelm-Strasse 29.

— **Zweites Hundert-Tausend!** —  
**Kleiner Deutscher Kolonialatlas.**

Herausgegeben von der  
**Deutschen Kolonial-Gesellschaft.**

Dritte, durch eine Karte von Ost-China, Kiau-Tschou und Samoa vermehrte Auflage.

2 Uebersichtskarten und 6 Karten der Schutzgebiete.

Preis gebunden in Leinwand 1 Mark, geheftet 60 Pfennig.

v. François,

früher Kommandeur der Schutztruppe u. Landeshauptmann a. i. in Deutsch-Südwestafrika.

**Deutsch-Südwest-Afrika.**

Geschichte der Kolonisation bis zum Ausbruch des Krieges mit Witbooi im April 1893.

Preis eleg. geb. M. 10.— • Mit zahlreichen Kartenskizzen. • Preis geheftet M. 8.—

**Kriegführung in Südafrika**

von

Major a. D. Curt von François,

früher Kommandeur der Schutztruppe u. Landeshauptmann a. i. in Deutsch-Südwestafrika.

Preis 1 Mark.

**Deutsch - Südwest - Afrika.**

Seine wirtschaftliche Erschliessung durch die Nutzbarmachung des Wassers

von

Th. Rehbock.

Mit Lichtdrucken und Karten.

Preis eleg. geb. M. 14.—, kart. M. 12.—.

**Deutsch-Südwest-Afrika.**

96 Lichtdrucke nach Photographien aus dem Herero- und Namalande,

während einer Forschungsreise 1896/97 aufgenommen von

Th. Rehbock.

Quer-Oktav. — Mit einer Karte.

Preis eleg. geb. M. 8.—.

**Vom Mittelmeer zum Persischen Golf.**

Durch den Hauran, die Syrische Wüste und Mesopotamien von Dr. Max Freiherr von Oppenheim.

Zwei Bände gr. 8<sup>o</sup> mit 72 Vollbildern, über 200 Abbildungen im Text und drei Karten von R. Kiepert.

Preis elegant gebunden M. 20.—.

**SCHANTUNG**

und seine Eingangspforte

**KIAUTSCHOU**

von

Ferdinand Frhr. von Richthofen. Preis elegant gebunden M. 10.—.

**Karte von Oransvaal**

und der angrenzenden Gebiete zur Übersicht der Stellungen der Streitkräfte der Buren und Engländer in Südafrika.

Masstab 1 : 5 000 000.

Preis 60 Pfennig.

Mit 3 grossen Karten ausser Text

(1 topographische und 1 geologische Karte der Provinz Schantung u. 1 Karte des nordöstlichen China),

3 kleinen Karten im Text

und

9 Lichtdrucktafeln.

**Karte von Natal**

1 : 800 000

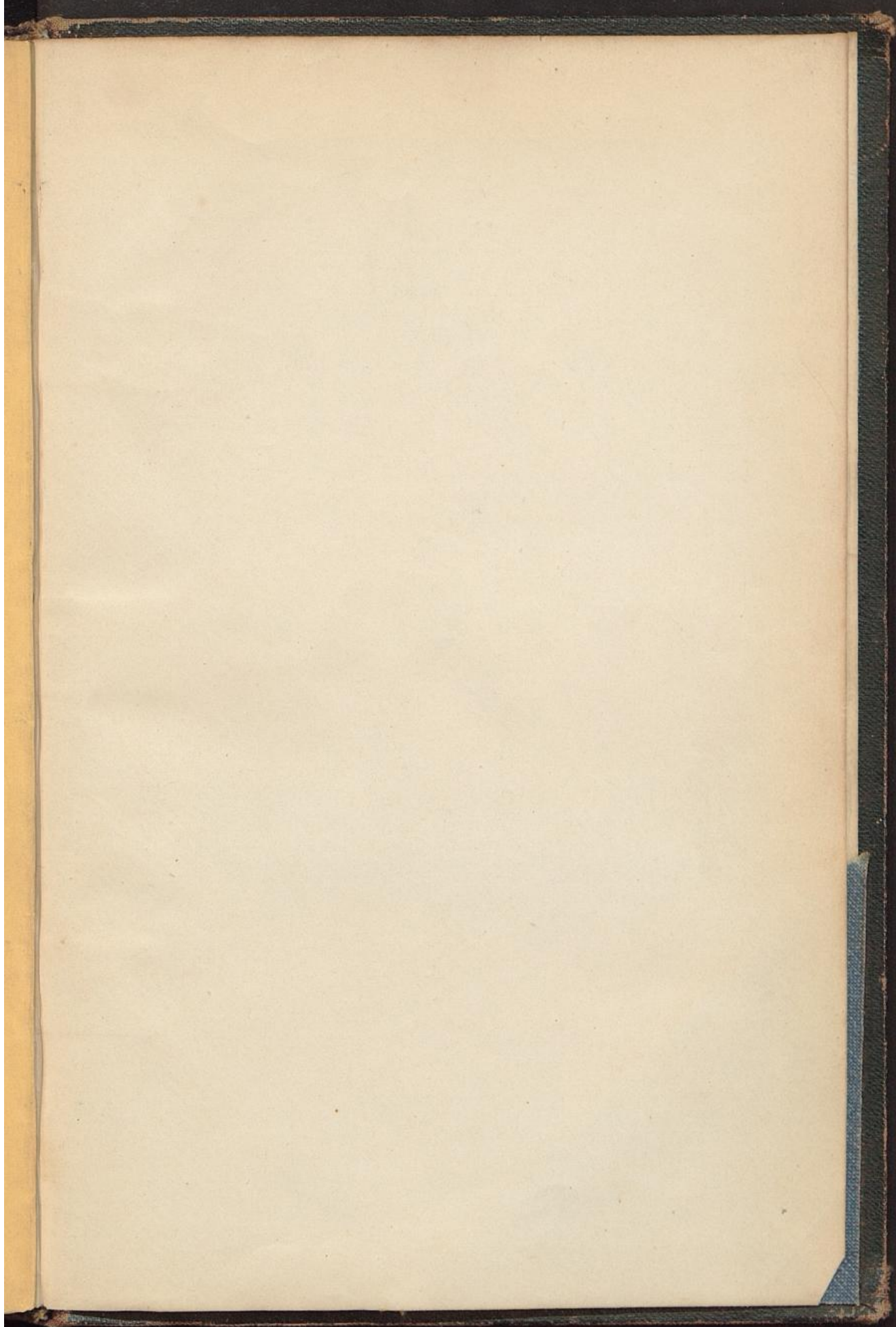
und

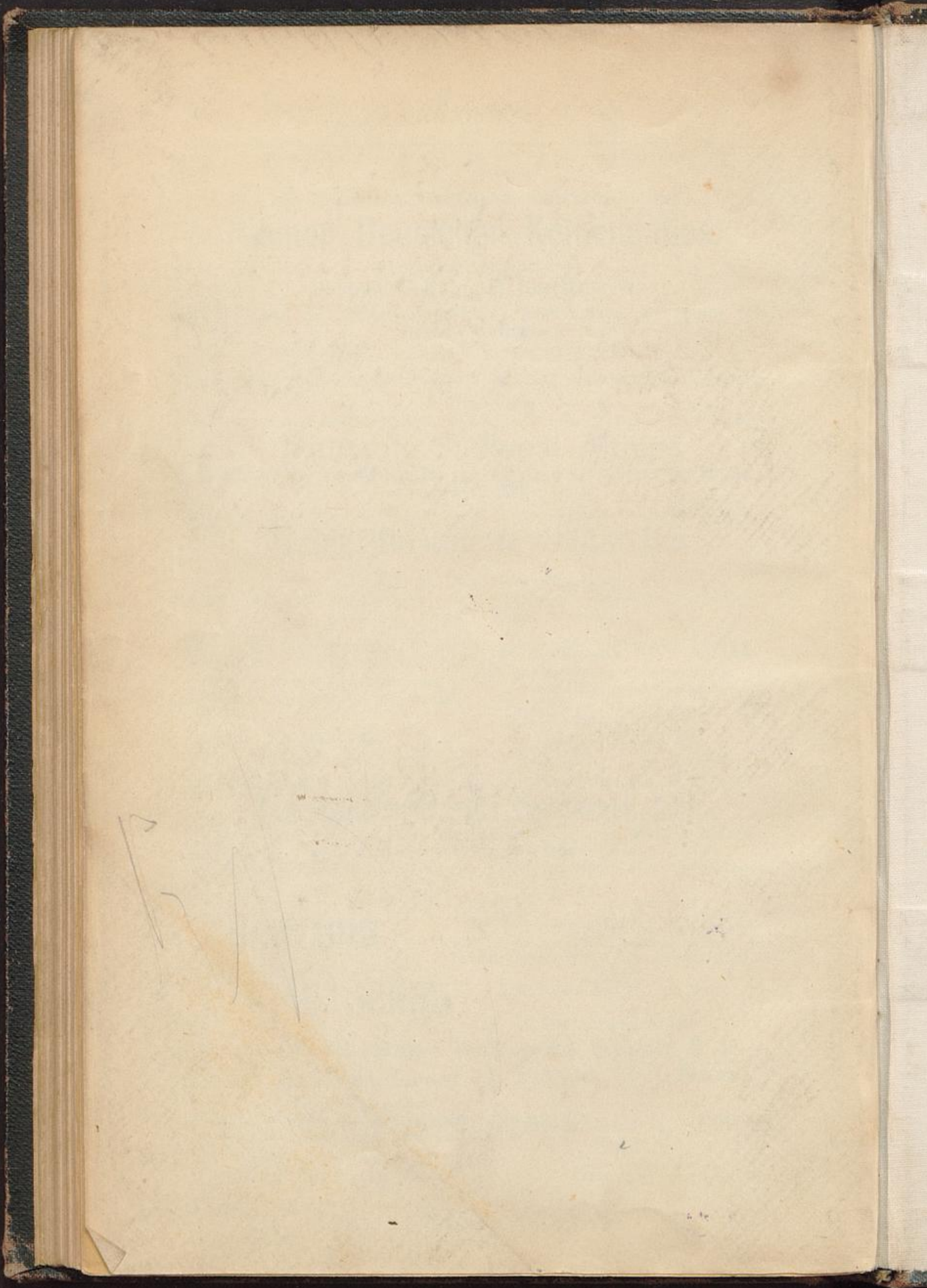
Spezialkarte von Ladysmith, Colenso und Umgebung

im doppelten Massstabe.

Preis 80 Pfennig.

Druck von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW.

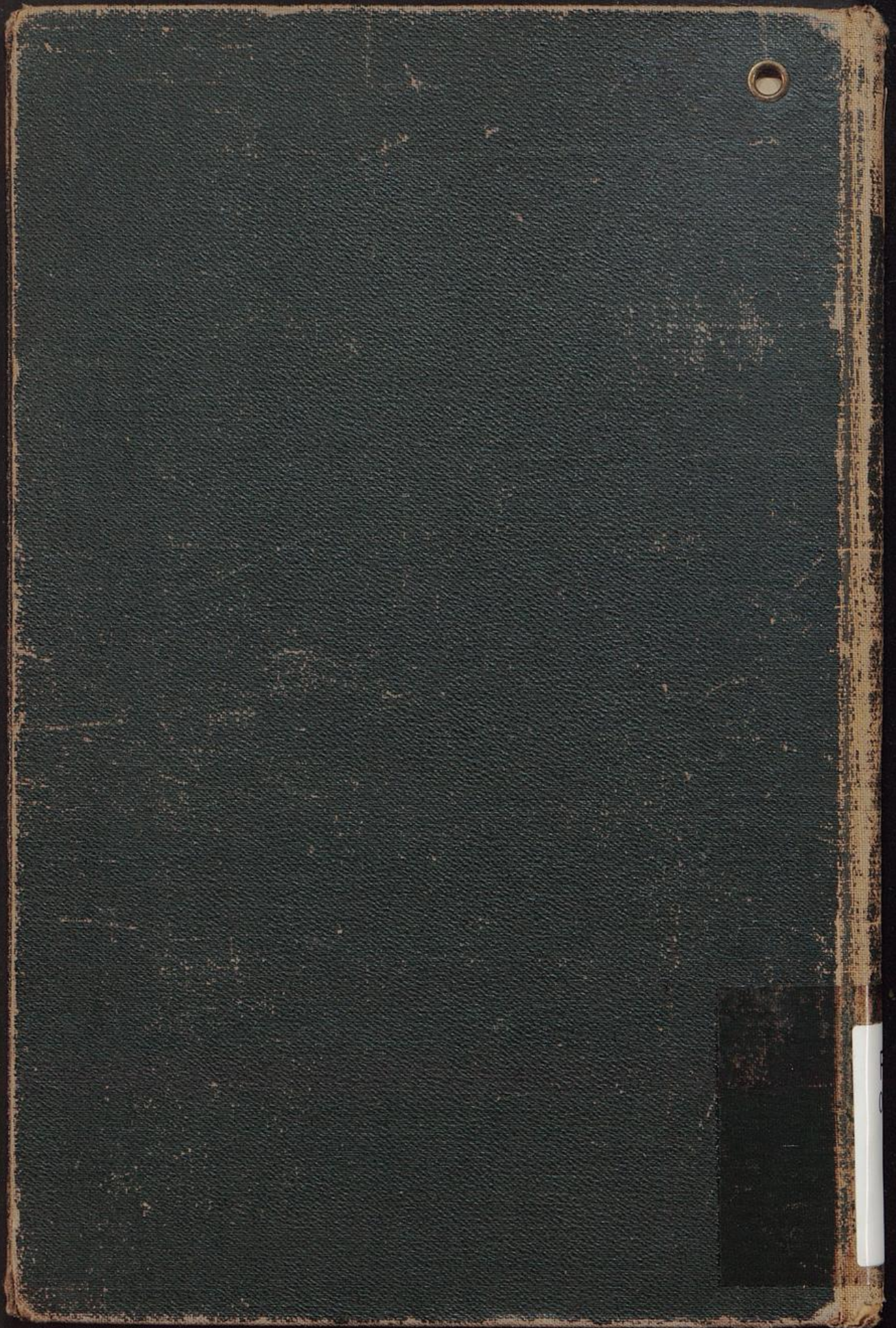




2 Ev 4

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

J. W. Vogel  
Buchbinderei  
Bremen, Langenstr. 32.



F  
c  
568

FC  
0568  
-4